1,70 DM / Band 434
Schweiz Fr 1,80 / Österr. S 13,-

NEU

BASTEI

GEISTERJÄGER

# JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark



# Die Rache der Menschengeier

Frankreich F 5,50 / Italien L 1600 / Niederlande f 2,15 / Spanien P 115 (inc. IVA)




# Die Rache der Menschengeier

**John Sinclair Nr. 434**

***von Jason Dark***

***erschienen am 28.10.1986***

***Titelbild von Vicente Ballestar***

Sinclair Crew

# Die Rache der Menschengeier

**Ich hatte Angst vor diesem Auftrag!**

**Eine verfluchte, hundsgemeine Angst, auch wenn man mir dieses nicht ansah, und ich versuchte, ein möglichst gleichgültiges Gesicht zu ziehen. Aber die Angst blieb, und sie verschwand auch nicht, als ich aus dem Fenster der Cessna blickte. Das Meer sah aus wie ein graugrüner, gewaltiger Teppich. Er hellte sich nur auf, wenn Sonnenstrahlen über die Oberfläche glitten.**

**Die Sonne würde bald verschwunden sein, dann kam die Nacht, und die brauchte ich nicht mehr in der lauten Cessna zu verbringen, denn in der Ferne, wo der Streifen des Horizonts eine Linie zog, war mein Ziel. Eine kleine Insel, die kein Staat für sich beanspruchte.**

Strategisch war sie ohne Bedeutung, trotzdem hatte man mich dort hingeschickt. Ich war allein mit einer fremden Natur, mit den Steinen, den Felsen, dem verbrannten Boden und einem Schlauchboot mit Außenborder sowie Lebensmitteln und Wasservorräten, die, per Fallschirm abgeworfen, bereits auf der Insel in Strandnähe lagen.

Der Pilot grinste mich an. Ich hatte in den letzten Minuten kaum gesprochen. Wahrscheinlich spürte er meine innere Unruhe, die sich zur Angst verdichtet hatte. Er wußte nichts von meinem lebensgefährlichen Kommando. Hinfliegen sollte er mich und dafür sorgen, daß ich gut absprang.

»Gleich geht's los. Inspektor! Ich schätze, daß wir die Insel in fünf Minuten erreicht haben.«

Ich nickte. »Fünf Minuten«, wiederholte ich dabei.

»Muffe, Inspektor?«

»Ja.«

»Schon oft gesprungen?«

»Nein.«

Der Pilot lachte. »So ist das eben. Bei den ersten fünf Sprüngen ging mir auch der Arsch auf Grundeis. Dann aber lief es. Nach dem sechsten fühlte ich mich beim Springen plötzlich sauwohl. Wenn du es einmal hinter dir hast und fällst, ist niemand da, der dir in den Hintern treten kann. Kein Vorgesetzter, kein Weib. Niemand will etwas von dir. Du bist völlig auf dich allein gestellt und hast - so ging es mir wenigstens - das Gefühl, dir gehört die ganze Welt. Ehrlich. Das muß man aber erst erreicht haben.«

»Klar.«

»Die Regeln sind bekannt?«

»Ich habe sie eingehämmert bekommen.«

»Der Wind steht auch günstig. Da kann eigentlich nicht viel passieren. Man muß nur aufpassen, wenn man aufkommt. Der Boden sieht von oben immer besser aus, als er tatsächlich Iii Unterschätzen darf man nichts, verstehst du?«

»Runter kommen Sie immer.«

»Fragt sich nur wie.« Er schlug die Hände zusammen, ging tiefer und schaltete auf Auto-Piloten.

Ich konnte die Insel jetzt besser erkennen und stellte fest, daß sie nur wenig Grün besaß. Der größte Teil war von brauner Erde bedeckt, aus der kantiges Gestein aufragte.

Der Pilot stand auf. »Dann wollen wir mal.«

Geduckt ging er zum Ausstieg. Auch ich erhob mich und hatte das Gefühl, Gummi zwischen den Knien zu spüren.

Noch konnte ich zurück, doch die Blamage wollte ich mir nicht zumuten, ich mußte auf die Insel. Ich trug einen Kampfanzug der englischen Ranger Force und war auch mit den entsprechenden

Waffen ausgerüstet, um mich wehren zu können.

So hatte man mir auch das Ranger-Messer mit der breiten zweischneidigen Klinge mitgegeben.

Ein Funkgerät lag bereits bei den abgeworfenen Waffen. War der Auftrag erledigt, würde ich ein Signal absetzen.

»Fertig?« fragte der Pilot.

Ich nickte.

»Aber mach dir nicht in die Hose. Inspektor. Du mußt dich einfach fallen lassen, rein ins Nichts. Ich kannte mal einen, der wurde bewußtlos. Nach der Landung sah er schrecklich aus.«

»Danke für die Aufmunterung, Meister.«

»Das dürfen Sie nicht persönlich nehmen. Wir Flieger haben unseren eigenen Humor.« Er hatte die Verriegelung schon gelöst und riß den Ausstieg auf.

Ich zuckte unwillkürlich zurück, als mich der Flugwind traf. Er kam mir so hart vor wie ein Teppich und zerrte an mir, so daß meine Kleidung zu flattern begann.

»Wir sind jetzt drüber!« schrie der Pilot. »Los, Sinclair, Absprung!«

Ich trat wieder vor, bis ich dicht an der Luke stand. Dabei befolgte ich den Rat des Piloten und schaltete meine Gedanken völlig aus. Die dumpfe Angst aber blieb.

»Schließ die Augen, Sinclair!« Die letzte Silbe lag noch auf den Lippen des Mannes, als er mir bereits einen Stoß in den Rücken gab, der mich nach vorn katapultierte.

Mein Herz schlug schneller, und das Gefühl der Angst war plötzlich ganz oben.

Jetzt bist du tot, dachte ich. Innerhalb von Sekundenbruchteilen zuckten mir die Berichte durch den Kopf, die ich von Springern gelesen hatte, deren Schirme sich nicht öffneten.

Ich starb nicht, und der Druck verschwand auch, so daß mir bewußt wurde, wie sehr ich plötzlich das Gefühl dieser Freiheit bekam, von der gesprochen worden war.

Es war eine herrliche, wunderbare Sache. Ich öffnete auch wieder die Augen und sah unter mir den braunen Landteppich der Insel.

Wann mußte ich die Leine ziehen? Bis zehn hatte ich zählen sollen, mir fiel es wieder ein. Die Chance war vertan, weil ich nicht daran gedacht hatte.

Deshalb zog ich.

Zuerst tat sich nichts.

Ein heißer Schreck durchzuckte mich, verwandelte sich in Todesangst, die verflog, als ich über mir das Knattern hörte und einen Moment später ein Reißen am Körper spürte.

Der Fallschirm war offen.

Er riß mich hoch, ich hatte das Gefühl, wieder zur Maschine

zurückschwingen zu müssen, drehte den Kopf und legte ihn gleichzeitig in den Nacken, um den offenen Fallschirm über mir zu sehen, der mir ein so beruhigendes Gefühl gab.

Es hatte geklappt!

Nun schwebte ich.

Herrlich, wunderbar. Ich kam mir vor wie ein Vogel, das Gefühl der grenzenlosen Freiheit kehrte zurück, mein Blick glitt über die Insel hinweg, ich sah das Meer, die lange Dünung der durchsichtig wirkenden Wellen, es war einfach phantastisch.

Ewig dauert nichts. Der Untergrund kam näher, so daß es mir gelang, Unterschiede auszumachen. Am liebsten wäre ich in Strandnähe gelandet, dort sah das Gelände ebener aus, aber ich war zu spät abgesprungen, und der Wind trug mich auf das Zentrum der Insel zu.

Dabei spielte er auch mit mir, er schwang meinen Körper vor und zurück, ohne daß ich dagegen etwas unternehmen konnte und ich mir vorkam wie das Pendel einer Uhr.

Einfach würde sich die Landung nicht gestalten, das stand fest. Ich behielt meinen forschenden Blick bei, schaute nach ebenen Plätzen und suchte Geländefalten ab, wo ich auf keinen Fall landen wollte. Ein routinierter Springer hätte das alles steuern können, aber ich gehörte nicht zu diesen Leuten.

Es war mein erster Sprung nach der Ausbildung. Ich lobte mich selbst, daß es so gut geklappt hatte, aber auch, um mir Mut zu machen. Allem Anschein nach würde ich Glück haben, denn das Gelände, auf das ich zufiel, sah so schlecht nicht aus.

Ich mußte mich konzentrieren. Hatte ich vor Sekunden noch daran gedacht, wie langsam ich doch trieb, so merkte ich nun, daß ich verdammt schnell war und der Untergrund entsprechend rasch näher kam. Wie leicht hatte man sich beim Aufprall ein Bein verstaucht oder sogar noch einen Fuß gebrochen. Es war alles schon dagewesen.

Unter mir lag eine Senke. Gefüllt mit Sand und Staub. Nur an den Rändern ragten Steine in die Höhe, und dort wuchsen auch verkrüppelte, blattlose Bäume. Sie sahen aus wie die Kulisse zu einem Grusel-Film.

Zum Glück glitt ich nicht auf die Bäume zu. Ich würde so ziemlich genau in der Senkenmitte landen und hoffte, mich dort gut halten zu können.

Die letzten Yards.

Auf einmal fuhr der Wind wie mit gewaltigen Schaufelhänden unter die Fallschirmseide, bauschte sie auf, gab dem Schirm und mir noch einmal Schwung, und der trieb auch mich weiter.

Ich begann zu laufen. Noch bewegten sich meine Beine in der Luft, einen Moment später bekam ich Kontakt mit dem Boden, wirbelte die ersten Staubund Sandwolken hoch, wurde trotz meiner Bemühungen

zu Boden gerissen, wo mich der Fallschirm weiterzog und ich durch den Sand rutschte, eingehüllt in Wolken aus Staub.

Der Boden war nicht eben. Kantige Steine bedeckten ihn, es gab Rillen und Vertiefungen, über beide glitt ich hinweg und hing in den Halteseilen des Fallschirms, dessen Seide noch immer aufgewölbt war und erst nahe des Senkenrandes keinen Wind mehr bekam und zusammensank.

Ich blieb liegen und schaute zu, wie der Fallschirm eine helle Insel auf dem Boden bildete.

Und ich atmete auf.

Über meine Lippen zuckte ein Lächeln. Als ich gegen den Himmel schaute, sah ich die Cessna. Der Pilot hatte sich davon überzeugen wollen ob ich gut gelandet war und flog erst jetzt weg, wobei er zum Gruß mit den Tragflächen wackelte.

Ich setzte mich hin, atmete tief durch und dachte an den Grund, weshalb ich mich hier auf dieser einsamen Atlantik-Insel befand. Ich sollte vier Dämonen töten!

***

Es war dunkel geworden. Eine plötzliche Finsternis, sternenlos, schattendüster. Im Licht der starken Stablampe hatte ich mich auf den Weg gemacht, die Karte hervorgeholt und war an der Nordseite zu einer bestimmten Stelle am Strand gegangen, die auf der Karte mit einem roten Kreuz markiert war.

Dort sollte ich das Schlauchboot und den Proviant finden. Derjenige, der es abgeworfen hatte, war ein Meister seines Faches gewesen.

Ich konnte nicht sagen, wie lange dieser Einsatz dauerte. Deshalb mußte die Ausrüstung für mindestens eine Woche halten. Nicht weit von mir entfernt gischteten die Wellen gegen die unregelmäßig wachsenden Felsen. Sie warfen eine Brandung schäumend hoch, bevor sich diese am schmalen Sandstrand verlief.

All das interessierte mich nicht, Ich dachte vielmehr an die vier Dämonen, die ich zu erledigen hatte. Wie sie aussahen, war mir ebenfalls nicht bekannt. Das konnten Vampire sein, irgendwelche Monstren oder sonstige menschenfressende Bestien.

Dieser Job gehörte gewissermaßen zu einer Feuertaufe. Mein Chef, James Powell, hatte mich, den jungen Inspektor, nur mit einigen Bedenken ziehen lassen, weil mir noch die Routine fehlte und das Gebiet, auf dem ich tätig war, von den meisten Menschen nicht anerkannt werde. Selbst beim Yard nicht, wo die Abteilung zur Dämonenbekämpfung aufbauen wollten.

Ob es diese Dämonen überhaupt gab, stand ebenfalls noch in den Sternen. Der Tip war von einem Farbigen gekommen, der auch für den englischen Nachrichtendienst arbeitete. Offiziell betrieb der Farbige

ein Lebensmittelgeschäft auf dem Wasser. Er fuhr mit seinen Booten die Schiffe im Hafen von Dakar an, verkaufte exotische Früchte, aber auch Dinge, die nicht ganz astrein waren.

Dazu gehörten Informationen ebenso wie junge schwarze Mädchen.

Das hatte ihm das Genick gebrochen. Einmal war er an einen Falschen geraten, dieser Mann hatte ihn angeschwärzt. Der Händler war hinter Gitter gekommen, man wollte ihm auch den Prozeß machen, doch durch seine Beziehungen war es ihm gelungen, mit einem Mann der englischen Botschaft sprechen zu dürfen.

Dem hatte er die Geschichte dieser Spukinsel erzählt. Der Engländer hätte eigentlich nur müde gegrinst, wenn es sich nicht gerade um dieses bestimmte Eiland gehandelt hätte, an dem offiziell keiner Interesse zeigte, doch meine Regierung hatte es in Besitz genommen. Den Grund hatte ich auch erfahren, mußte aber unter allen Umständen schweigen.

Man wollte auf dieser Insel Atommüll lagern.

Ein verdammt brisanter Grund, der auch dazu geführt hatte, daß man mich losschickte.

Ich also sollte die Insel, falls es möglich war, dämonenfrei machen. Eine Sache, die mir gar nicht gefiel.

Bis zum Festland, zum Senegal, waren es ungefähr 150 Meilen. Ich konnte mir tatsächlich wie Robinson vorkommen, allerdings hatte ich keinen Begleiter, und es gab auf dieser Insel leider keine tropische Vegetation, deshalb auch kein Wasser, wenigstens nicht an der Oberfläche. Ob unterirdische Bäche flössen, wußte ich nicht.

Im Schein der Stablampe machte ich mich daran, den Proviant auszupacken. Zuerst die beiden Wasserkanister, dann die Lebensmittel, hochkonzentrierte Nahrung, Entsalzungstabletten und auch den Verbandskasten. Das Schlauchboot blies sich automatisch auf. Ich schaute zu, wie die Preßluft in die Wulste strömte.

Der Außenborder war klein, aber sehr stark. Er lag noch im Boot, ebenso wie der Sender.

Ich zog das Schlauchboot in die Nähe des Wassers und stellte es dort zwischen zwei Felsen ab. Hier war es am besten geschützt, denn es lag dort wie in einer dunklen Insel.

Meine Kehle war trocken. Ich trank einen Schluck Wasser. Durch die Isolierung hatte es sich noch kühl gehalten.

Hatte es Sinn, in der Finsternis die Insel zu durchsuchen? Kaum. Falls es Dämonen gab, würde ich sie kaum finden, und so machte ich mir ein Lager für die Nacht bereit.

Decken gab es ebenfalls. Ich breitete - sie auf dem noch warmen Sand aus. In der Nacht, das wußte ich auch, würde es verdammt kalt werden, und so deckte ich mich auch zu. Zuvor überprüfte ich meine Waffe. Es war eine Beretta, die ich mit geweihten Silberkugeln

geladen hatte.

Vielleicht war ich der einzige auf der Welt, der mit einem solchen Ding schoß, aber geweihtes Silber hilft gegen die Kräfte der Finsternis. Soviel wußte ich inzwischen auch.

Einige Fälle lagen ja schon hinter mir. So hatte ich mich mit lebenden Leichen herumschlagen müssen, die aus den Gräbern gestiegen waren.

Dieser Fall hatte sich intern herumgesprochen, deshalb wurde ich auch ausgewählt, um mir diese Insel vorzunehmen.

Ich lag auf dem Rücken, schaute gegen den Himmel und war im ersten Augenblick überwältigt. Wenn man es so wollte, befand ich mich in den Tropen. Dementsprechend zeigte sich auch der Himmel in seinem prächtigen Sternenglanz.

Die Gestirne über mir waren zum Greifen nah. Nie zuvor hatte ich sie in dieser Deutlichkeit gesehen. Sie kamen mir vor wie unzählige gelbe Augen, die nur auf mich herabschauten, als wollten sie mir sagen, daß ich auch an diesem Fleck der Erde nicht unbeobachtet war.

Das Rauschen der Brandung begleitete mich in einen leichten Schlummer. Ein harter Tag lag hinter mir, und trotz der Aufregungen war ich müde geworden.

Aber der Schlaf war nicht tief. Manchmal zuckte ich hoch, setzte mich dann auf und hielt sofort die Waffe schußbereit.

Nie war etwas geschehen. Immer wenn ich auf die Uhr schaute, stellte ich fest, daß zwischen den einzelnen Wachphasen höchstens eine halbe Stunde vergangen war.

Länger hatte ich nie geschlafen. Und wieder fielen mir die Augen zu. Die Natur forderte ihr Recht. Zudem waren die Geräusche der anrollenden Brandungswellen eine Untermalung, die müde machte. So schlief ich weiter. Bis zu dem Zeitpunkt, als ich abermals hochschreckte, zuerst nicht wußte, wo ich mich befand, weil ich einfach zu tief geschlafen hatte, aber plötzlich das Gefühl bekam, es wäre etwas passiert.

Einen Grund dafür konnte ich nicht sagen. Ich bekam allmählich Klarheit im Kopf und lauschte in die Dunkelheit hinein. Ein Blick auf die Uhr zeigte mir, daß wir fast Mitternacht hatten.

In Europa sagt man Geisterstunde dazu… Was hatte mich geweckt?

Es war kalt geworden. Da die Decke von meinem Körper weggerutscht war, fror ich auch. Nur kamen da die äußere und die innere Kälte zusammen, so daß es mich wie Schüttelfrost durchrann. Irgend etwas stimmte nicht, sonst hätte mein innerer Wecker nicht so alarmierend reagiert. Ich stand auf.

Sand rieselte an meinen Beinen entlang. Ich spürte den Wind im Gesicht, der auch den frischen Geruch des Salzwassers mitbrachte. Die Sterne standen noch immer majestätisch klar am Himmel, nichts

zeigte sich äußerlich verändert, und doch mußte etwas geschehen sein, das zur Vorsicht mahnte und mich aus dem Schlummer gerissen hatte.

Die Geräusche der anrollenden Wellen kamen mir längst vertraut vor.

Das also konnte mich nicht aus dem Schlaf gerissen haben.

Ich ging einige Schritte zur Seite und verließ den Felsenring, der mich als liegenden Menschen geschützt hatte. Rechts von mir, wo ich in das Innere der Insel gehen konnte, stieg das Gelände leicht an. Der Boden war sandig und weich. Wer dort herging, hatte es schwer. Meine Spuren von der Ankunft waren längst zugeweht worden.

Die Stablampe hatte ich mitgenommen, schaltete sie ein und leuchtete den Weg zurück, den ich gekommen war.

Wie gesagt, meine Spuren hatte der Wind zugeweht, andere waren dafür vorhanden. Und das gefiel mir überhaupt nicht! Der Lampenschein war breit und hell genug, um die Spuren erkennen zu können. Sie stammten aus dem Innern der Insel, bewegten sich in Richtung Strand, und zwar dorthin, wo ich gelegen und geruht hatte. Dann war ich auch entdeckt worden.

Von einem Menschen stammten die Spuren nicht. Sie sahen gespreizt aus und erinnerten mich an übergroße Hau de. Vier Klauenabdrücke sah ich, bevor sich die Spuren dort verliefen, wo der Fels aus dem Boden wuchs und der Sand verschwunden war.

Über meinen Rücken kroch ein kalter Schauer. Im Hals saß der Kloß. Ich dachte daran, daß es verdammt nicht angenehm war, diese unheimlichen Bewohner auf der Insel zu wissen. Waren es die Dämonen, die ich jagen sollte?

Mit der Lampe zeichnete ich einen Kreis. Der Schein huschte über den Sandboden, berührte auch glattes Gestein und ließ es an diesen Stellen fahl aufleuchten.

Nur von den Gestalten sah ich nichts. Sie hielten sich gut im Schutz der Nacht verborgen, und ich zog mich wieder an meine Schlafstelle zurück.

Es hatte keinen Sinn, bei diesen Lichtverhältnissen die Insel zu durchsuchen. Ich mußte warten, bis es Tag wurde, falls man mich dazu noch kommen ließ und nicht zuvor angriff.

Genau dort, wo ich auch zuvor gelegen hatte, setzte ich mich hin und rauchte eine Zigarette. Der würzige Qualm verteilte sich und wurde vom Wind verweht. Schlafen konnte ich nicht mehr. Dafür war ich einfach zu aufgeregt.

Den Spuren nach hatte ich Besuch bekommen. Es waren verdammt große Abdrücke. Aus ihnen konnte ich auch auf die Größe des Tieres schätzen. Das mußte schon ein gewaltiger Otto sein.

Die Zigarette drückte ich im Sand aus und blieb sitzen. Dabei hoffte ich, daß sich der oder die Fremden wieder zeigten.

Es tat sich nichts.

Ich konnte auch nicht schlafen. Manchmal fielen mir die Augen zu, aber sofort danach schreckte ich wieder hoch.

Und die Zeit kroch.

Die Minuten dehnten sich. Eine Viertelstunde kam mir vor wie eine kleine Ewigkeit. Das Meer rauschte in seinem immer gleichen Rhythmus, andere Laute hörte ich nicht.

Die Felsen warfen, wenn sie vom Mondlicht getroffen wurden, lange Schatten. Manchmal hatte ich auch das Gefühl, als würden sie sich bewegen. Wenn ich hinlief und nachschaute, erkannte ich jedesmal, daß ich einer Täuschung erlegen war.

Die Bewegung war gut, denn es war kalt geworden. Ich wollte nicht, daß meine Beine steif wurden. Der Atem stand sogar vor meinen Lippen. Auf dieser wüstenartigen Insel fror es in der Nacht, aber der Tag würde kochend heiß.

Wieder einmal umrundete ich meinen Sitzplatz, ohne etwas zu finden.

Nach wie vor sah ich die Spuren, wenn ich die Stableuchte einschaltete.

Kaum hatte ich auf der Decke Platz genommen, als ich das Geräusch hörte. Es klang lauter als das Rauschen der Brandung.

Ich zuckte hoch, denn der Laut mußte über mir aufgeklungen sein. Mit schußbereiter Waffe blieb ich horchend stehen und vernahm abermals den fremden Laut.

Es war ein Lachen oder Krächzen, das über die Insel wehte. Hart ausgestoßen, auch schrill dabei, dann wieder verklingend. Ich suchte den düsteren Himmel ab, sah die Wolken, die Sterne, aber nichts, was mich beunruhigt hätte.

Und doch war das Lachen da!

Jetzt klang es mir aus dem Innern der Insel entgegen, und dort blickte ich auch hin.

Den Klumpen sah ich an der Stelle, wo das ansteigende Gelände vom Strand aus seinen höchsten Punkt erreicht hatte. Er sah aus wie ein Felsblock, ich aber war mir sicher, daß er vor einer halben Stunde dort noch nicht gestanden hatte. War es die fremde Bestie? Jetzt hielt mich nichts mehr. Ich wollte sie stellen und lief hin. Dabei bewegte ich mich sehr vorsichtig, hielt mich selbst innerhalb der Felsenschatten und hörte ein rauhes Lachen genau dort, wo ich den fremden Gegenstand entdeckt hatte.

Das Lachen war mit einem Krächzen vermischt. Es kam mir vor, als wollte man mich verhöhnen Ich blieb stehen und streckte den rechten Arm aus. Aus der Faust schaute die Beretta. In Schußweite hatte ich mich dem Ziel genähert, zögerte jedoch, abzudrücken, da ich es nicht sein wollte, der als erster angriff.

Der Schatten bewegte sich nicht. Das Lachen war noch da, jetzt hinter mir, so daß ich mich umdrehte, zurückschaute und etwas aus der Höhe auf mich niederflog.

Zu spät entdeckte ich es. Zwar drehte ich mich noch zur Seite, aber auf dem weichen Boden kam ich nicht richtig weg. Der Gegenstand, von wem auch immer geschleudert, erwischte mich voll.

Er knallte mir auf den Kopf, gegen die Schultern, ich hörte das Splittern und sah, wie die einzelnen Teile neben mir zu Boden prallten. Es waren die Teile eines Skeletts!

***

Wer immer das Skelett aus der Höhe nach unten geworfen haben mußte, ich sah ihn nicht mehr, aber ich selbst war eingerahmt von den bleichen Knochen, die noch blasser wurden, als ich den Strahl der Lampe auf die Reste fallen ließ.

Die Gebeine wirkten wie abgenagt und abgeschliffen. Als hätte man sie noch zusätzlich poliert.

Und das jetzt zerstörte Knochengerüst gehörte einem Menschen, denn der Schädel lag dicht neben meinem rechten Fuß. Ich veränderte die Richtung der Lampe und strahlte dorthin, wo der Unbekannte auf dem Felsen gehockt hatte. Er war verschwunden! Dabei mußte er hochgestiegen sein, als ich mich mit den Knochen beschäftigt hatte, die jemand auf mich geworfen hatte. Wer?

Die Geste, mit der ich in die Höhe leuchtete, besaß nur mehr eine Alibifunktion, aber dieser eine Vorgang bewies mir, daß die anderen mich unter Kontrolle hielten, und daß es verdammt gefährlich für mich war, auf der Insel zu bleiben.

Weg durfte ich auch nicht. Wenn ich mich jetzt verzog, wäre es dem Eingeständnis einer Niederlage gleichgekommen. So blieb ich in der unmittelbaren Umgebung meiner Ruhestelle und dachte daran, daß dieses Skelett gut als eine Warnung gedacht sein konnte.

Wer sich hier auf die Insel begab, wurde zum Opfer dieser verfluchten Bestien. Der verdurstete, verhungerte oder wurde sonstwie getötet, und seine Knochen bleichten, wenn das Fleisch verfault oder abgefallen war, in der Sonne.

Ein nicht gerade angenehmes Gefühl für einen Menschen, der sich allein auf diesem Eiland mitten im Atlantik befand. So konnte es mir auch ergehen.

Doch zum Glück besaß ich das Schlauchboot und den Sender. Die Dinge würden mich wieder in die Zivilisation zurückbringen.

Den Rest der Nacht passierte nichts. Ich schlief auch nicht mehr ein, und als der Morgen graute, stand auch ich auf den Beinen. Die Sonne kroch über den Horizont. Es explodierten ihre Strahlen auf der unendlich erscheinenden Fläche des Himmels, bis sie plötzlich als

rotgelber Ball selbst zu sehen war und die Schatten der Nacht vertrieb. Es wurde hell und auch heiß.

Noch verdampfte die Sonne die Feuchtigkeit der Nacht, so daß erste Nebelschleier entstanden und diese wie träge Fahnen über die Insel zogen. Auch mich berührten sie, die Feuchtigkeit legte sich auf mein Gesicht, das sehr bald trocken wurde.

Ich ging zum Strand. Die Stelle, wo ich das Boot und den Proviant versteckt hatte, fand ich auf Anhieb.

Beides war noch vorhanden.

Mit einem Unterschied allerdings. Das Schlauchboot bestand nur mehr aus Fetzen. Wie zum Hohn glänzte der Außenborder im warmen Sonnenlicht…

***

In der folgenden Nacht zerstörten sie mir den Wasserkanister, den zweiten konnte ich in Sicherheit bringen, auch einige Lebensmittel und das Funkgerät.

Allmählich näherte sich mein Nervenkostüm der Zerreißprobe. Diese Gegner, die ich noch immer nicht zu Gesicht bekommen hatte, wollten mich nervlich aufreiben.

Das konnten sie auch schaffen, wenn sie lange genug warteten. Den Tag hatte ich einigermaßen gut überstanden. Doch die Hitze war grausam gewesen.

Sie laugte einen Menschen aus. Die Sonne knallte erbarmungslos, sie heizte die Insel auf, trocknete sie aus, die Felsen strahlten die Wärme zudem noch ab, und in der Mittagszeit hatte ich das Gefühl, die Hitze atmen zu können.

Ich suchte möglichst kühlere Stellen, baute mir selbst aus den Decken einen Schatten, lagerte dort und wurde hin und wieder vom grellen Gelächter oder von dumpfem Geschrei aufgeschreckt.

Wenn ich meine Deckung verließ, sah ich keinen dieser verflixten Monstren oder Bestien.

Wieder kam eine Nacht mit ihrer Kühle. Zunächst empfand ich sie als angenehm, später fror ich wie ein Schneider. So nahm ich mir für den folgenden Tag vor, die Insel zu durchsuchen, mochte da kommen, was wollte. Wartete ich noch länger, wurde ich immer schwächer.

Die Sonnenbrille klebte vor meinen Augen. Auf dem Kopf trug ich eine Mütze, sonst wäre mir der Schädel verbrannt. Die Wasserflasche schleppte ich ebenso mit wie das Funkgerät.

Noch befand ich mich in einem guten Zustand, das aber änderte sich, je mehr der Tag fortschritt und je höher die Sonne am Himmel stieg. Sie hatte sich ausgerechnet mich als ihren Feind ausgesucht, denn sie brannte erbarmungslos.

Manchmal hatte ich den Eindruck, als wäre sie flüssig. Meine

Bewegungen schliefen zwar nicht ein, aber bei längeren Strecken, die zudem anstiegen, wurde ich immer schwächer.

Sand und Felsen.

Mal von dem einen mehr, dann von dem anderen: Sie wechselten sich ab auf diesem wie tot wirkenden Eiland. Manchmal sah ich auch einen Baum. Er wuchs zwischen Sand und Felsen hoch und sah so ähnlich aus wie die Knochen des Skeletts, das man mir auf den Kopf geschleudert hatte. Verbrannt, ohne Grün, ohne Rinde, grau und an einigen Stellen wie abgeschliffen.

Nur ein Idiot konnte sich auf dieser Insel aufhalten. Ich war so einer, den sie in die Wüste geschickt hatten. Diesen Einsatz würde ich meinem Chef nicht vergessen. Sicherlich saß er jetzt in London mit den entsprechenden Typen in seinem Club zusammen, trank Tee, diskutierte über das Wetter, die Queen und was weiß ich nicht noch.

Das brachte die Wut in mir hoch. Wenn ich stehenblieb und zurückschaute, sah ich meine Spur im Sand. Die Sonne stand jetzt so hoch, daß die Felsen und Krüppelbäume keinen Schatten mehr gaben. Immer öfter griff ich zur Wasserflasche, trank aber nur einen kleinen Schluck.

Wenn ich weiterging, bewegte sich die Flüssigkeit in der Flasche. Das Gluckern und das Schleifen meiner Schritte waren die einzige Begleitmusik, die ich vernahm.

Die Zunge hatte sich ebenfalls verändert. Sie war größer und dicker geworden. Manchmal kam sie nur wie ein weicher Stein vor, der den Mund ausfüllte.

Ich lutschte an kleinen Kieseln, um Speichel zu produzieren. Im Anfang hatte das noch geklappt, später nicht mehr. Wo nichts mehr ist, kann auch nichts hinkommen.

Und so lief ich weiter.

Stunden vergingen.

Die Hitze blieb.

Ich fluchte über alles. Über die Sonne, die verdammte Insel, meinen Auftrag und natürlich über meine Gegner, die ich bisher noch nicht zu Gesicht bekommen hatte, und die mir nur dieses makabre Andenken schickten.

Auf der gegenüberliegenden Seite der Insel sah es nicht anders aus, als an dem Platz, wo sich mein Lager befand. Ich wollte aber heute dorthin, wo ich einige Bäume gesehen hatte, die ziemlich dicht zusammenstanden, so daß sie schon ein kleines Gehölz bildeten.

Vielleicht gab es dort Flüssigkeit, die ich so sehr benötigte. Um den Platz zu erreichen, mußte ich wieder eine mit Sand gefüllte Senke durchqueren.

Meine Schritte wurden langsamer. Zudem sackte ich an einigen Stellen oft tiefer ein, als ich eigentlich wollte. Mühsam zog ich meine

Beine hoch.

In die Schuhe waren die kleinen Körner hineingerollt und hatten einen Teil meiner Füße wundgescheuert.

Ich hielt den Kopf gesenkt, hörte mein Keuchen, kämpfte mich weiter und vernahm plötzlich dieses kreischende Lachen, das ich in der ersten Nacht schon einmal vernommen hatte.

Sofort blieb ich stehen und schaute in den Himmel.

Blaßblau und wolkenlos lag er über mir. Keine Spur von einem Schatten oder einem Feind. Aber er war da, sonst hätte er mich nicht akustisch verhöhnen können.

Ich ging weiter.

Obwohl ich das Ziel relativ nahe vor mir sah, dauerte es eine Weile, bis ich in seine Nähe geriet. Es veränderte sich die Beschaffenheit des Bodens. Die dicke Sandschicht verschwand zwar nicht, sie wurde jedoch wesentlich dünner. Ich spürte unter meinen Füßen bereits die Härte des Felsgesteins.

Schweratmend blieb ich stehen. Vor mir sah ich das bleiche Gehölz.

Es wuchs zwischen einer Felsformation hoch und hatte so etwas wie einen toten Wald gebildet. Der Wind hatte den Staub und den Sand gegen die sterbenden Baumreste geweht, sie ausgelaugt und ausgehöhlt. Die bleiche graue Farbe kam nicht von ungefähr, denn sie stemmten sich schon seit Jahren den Witterungsbedingungen entgegen.

Die Bäume selbst schauten aus den Löchern und Spalten des plattenartig angelegten Gesteins hervor. Die Felsplatten lagen übereinander, manche standen weiter vor, so daß die darunter liegenden nicht zu sehen waren. Platten und Bäume standen in einer Senke, an deren Rand ich meinen schweren Schritt verhielt.

Ich atmete die heiße Luft, die meine Lungen füllte und sah auch, daß Felsen und Krüppelbäume vor meinen Augen verschwammen und sich bewegten.

Eine Folge der Erschöpfung, die über mich gekommen war. Kein Wunder, nach dem, was alles hinter mir lag.

Wenn ich schluckte, bekam ich keinen Speichel mehr in den Mund. Alles war trocken, ausgedörrt. Ich wollte Schatten haben und auch Wasser. In der Flasche befand sich noch etwas. Auch diese Flüssigkeit war lauwarm geworden.

Ich trank sie trotzdem und hatte für Sekunden die Einbildung einer tollen Erfrischung.

Auch erholte ich mich. Mein Blick klärte sich, und erst jetzt sah ich die Dinge, die zwischen den Bäumen verteilt am Boden lagen. Es waren bleiche Knochen!

Von Beinen, von Armen, aus Gelenken, gesplitterte Schädel, Finger und Füße.

Eben Menschenknochen…

Der Kloß saß in meinem Magen fest. Ich versuchte, zu überschlagen und kam zu dem Ergebnis, daß hier die Gebeine von mindestens drei Toten lagen. Vorsichtig kletterte ich über die heißen Felsen, um das Zentrum des Gehölzes zu erreichen.

Zweimal trat ich unabsichtlich auf die Gebeine und hörte sie unter meinen Schuhsohlen knacken. Sie hatten das Gewicht nicht halten können. Ich mußte gebückt gehen, und plötzlich traf ein kühlerer Hauch meine rechte Gesichtshälfte.

Zunächst dachte ich an eine Einbildung, schaute nach rechts, und mir wurde klar, daß ich mich nicht getäuscht hatte. Zwischen den Felsplatten befand sich eine Öffnung, eine Art von Höhlenspalte, aus der dieser kühle Lufthauch drang.

War dort auch Wasser?

Ich wollte es genau wissen, drückte mich zu Boden und kroch auf die Spalte zu.

Die Kühle nahm zu. Das Rauschen, das ich hörte, war leider in meinen Ohren entstanden, es stammte nicht von einem unterirdischen Fluß. Mit beiden Händen, deren Haut durch die. Trockenheit wie altes Leder aussah, wühlte ich Sand und Erde zur Seite, um den Höhleneingang zu verbreitern. In meinem von der Sonne schon leicht »angesengten«

Gehirn hatte sich bereits ein Plan festgesetzt. Wenn ich es schaffte, in die Höhle hineinzukriechen, konnte ich dort den Rest des heißen Tages abwarten. Ich glaubte einfach daran, daß dieses Gehölz so etwas wie ein Zentrum bildete, wo sich die Magie manifestiert hatte.

Ich hatte Pech. Zwar konnte ich den Sand zur Seite schaufeln, aber die Öffnung wurde nicht so groß, als daß ich hätte in die dahinterliegende Höhle hineinkriechen können.

Die Kraft, Gestein oder Felsplatten zu brechen, fehlte mir cm fach So gab ich mein Vorhaben auf, blieb aber trotzdem und suchte mir einen schattigen Platz zwischen abgestorbenen Bäumen und den ausgebleichten Menschenknochen. Nichts war unmöglich. Zunächst einmal ging es mir besser, denn ich hatte den Kopf zur Seite gelegt, so daß sich das Gesicht im Schatten befand und nicht mehr von den sengenden Strahlen getroffen wurde.

Trotzdem war es heiß wie in einem Backofen. Das Gestein strahlte die Hitze ab. Wenn man die Felsen anfaßte, hatte man das Gefühl, sich die Haut von den Fingern zu ziehen.

Die Zeit schlich träge dahin. Ich nahm ab und zu einen kleinen Schluck Wasser, wurde auch müde, wollte aber nicht einschlafen, denn hier lauerte etwas…

Nur sehr langsam wanderte die Sonne weiter, so daß sich auch die Schatten der Felsen veränderten. Sie wurden länger, fielen jetzt über

meine Beine und hüllten mich manchmal ein wie kühlende Decken. Mir ging es besser. Der Druck des Tages ließ ebenso nach wie die Erschöpfung. Dann fielen mir doch die Augen zu. Als ich erwachte, schreckte ich wieder hoch und war überrascht, daß die Sonne schon so weit gewandert war.

Der Durst war mörderisch. Ich nahm einen längeren Schluck. Bevor ich schluckte, spülte ich den Mund aus. Wasser war in diesem Fall kostbarer als Gold.

Wann kamen sie? Wer waren sie? Das alles interessierte mich. Über mir nahm der Sonnenball eine andere Farbe an. Das Gelb löste sich auf und schuf einem kräftigen Rot Platz, so daß mich der Himmelskörper an eine dicke, reife Apfelsine erinnerte.

Noch brachte er Wärme, aber die Strahlen veränderten auch die Umgebung. Das Licht ließ die Bäume aussehen wie mit rotem Blut angestrichen. Sie selbst besaßen kaum Farbe, deshalb nahmen sie die andere auch sofort an.

In meinen Ohren rauschte das Blut.

Irgendwo weit entfernt lag das Meer, ein dünender Kamm, der mir vorkam wie sich bewegendes flüssiges Glas.

Ich stand auf.

Meine Knie zitterten, die Gelenke schmerzten. Noch so einen Tag, und ich war fertig.

Wollten die anderen das? Sollte ich so fertiggemacht werden, damit sie sich um meine Knochen kümmern konnten, um sie abzunagen? Hatte ich es hier mit Menschenfressern zu tun?

Der Gedanke daran trieb mir trotz der Hitze Schauer über den Rücken.

Menschenfresser. Mein Gott, so etwas konnte doch nicht wahr sein! Ich hatte Zombies erlebt, okay, auch sie waren kaum anders, und wenn ich mir die Knochen so anschaute, dabei an die Zombies dachte, konnte es durchaus sein, daß die Insel auch von lebenden Leichen bewohnt wurde, die sich bisher nur nicht gezeigt hatten.

Nur - wer hatte dann das Skelett aus einer gewissen Höhe auf mich fallen lassen?

Fliegende Zombies?

Ich schüttelte den Kopf, weil ich so etwas einfach nicht wahrhaben wollte.

Mein Hals kam mir vor, als wäre er mit Sandpapier behandelt worden.

Unmerklich ließ die Hitze nach. Jetzt wurde sie nur mehr von den Felsen abgegeben, die sich tagsüber so aufgeheizt hatten. Eine Dämmerung gibt es in den Tropen kaum. Schlagartig fast wird es dunkel.

Das erlebte ich auch hier wieder einmal. Plötzlich waren die langen

Schatten da, die wie ein schnell geworfenes Tuch auf die Insel fielen und alles umhüllten.

Nacht im Atlantik.

Diesmal hielt ich mich an einer anderen Stelle auf. Ich wollte einfach eine Entscheidung. Sie mußten sich doch zeigen. Bisher hatte ich sie immer in der Dunkelheit gesehen, und das sollte sich einfach fortsetzen. Gern hätte ich sie aus ihren Verstecken gelockt und mich trotz meiner nicht mehr hundertprozentigen Kräfte zum Kampf gestellt, aber meine Gegner blieben unsichtbar. Die Kühle kam.

Ich empfand sie als herrlich. Zugleich wehte vom Wasser her ein leichter Wind, der den Sand zu Fahnen in die Höhe trieb und sie über das Eiland zog.

Ich schaute den langen Staubwolken nach, die alles verdeckten und Umrisse verschwimmen ließen. Das erkannte ich noch im letzten Licht des Tages, bis plötzlich die Dunkelheit hereinbrach.

Es wurde finster!

Ich hakte die Stablampe vor und trank noch einen Schluck Wasser. Der Wind frischte auf. Jetzt bewegte er nicht allein den Sand, auch die am Boden liegenden Knochen wurden von ihm erfaßt und gegeneinander geweht, so daß sie sich klappernd berührten.

Eine hohle Todesmelodie entstand, die in meinen Ohren widerhallte.

Wie auch in den beiden Nächten zuvor standen am Himmel die funkelnden Sterne, eine herrliche Tropennacht lag vor mir. Für mich hatte sie allerdings ihren Reiz verloren.

Ich spürte innerlich, daß eine Entscheidung bevorstand. Es war ein Gefühl, das sich schon bei Anbruch der Dunkelheit in mir ausgebreitet hatte und auch nicht verschwand.

Wieder hörte ich das Klappern der bleichen Gebeine. Dann ein Rauschen, das nicht von der jetzt zu vernehmenden Brandung stammte, sondern von einem dunklen Körper, der sich ganz in der Nähe erhoben hatte.

Ein Vogel!

Ich duckte mich, suchte zwischen den Felsen Deckung, stand im tiefen Schatten und konnte nicht so leicht entdeckt werden. Dafür sah ich den Vogel. Er hatte seine Flügel ausgebreitet, und es waren verdammt breite Schwingen, wie ich sie höchstens bei einem Condor oder Geier gesehen hatte. Waren es solche Vögel, und fraßen die Menschen?

Ich beobachtete den Vogel, der seine Kreise zog, schaute, lauerte und dann mit trägen Bewegungen auf ein Ziel zusteuerte.

Es war der alte, hohe Baum, der beim Untergang der Sonne rot angestrahlt worden war.

Auf dem graubleichen Geäst ließ sich der Vogel nieder und faltete seine Schwingen zusammen. War er der einzige? Ich wartete. Es war

gut, daß ich so etwas getan hatte, denn ein zweites Tier erschien.
Wo es aufgestiegen war, konnte ich nicht sagen, jedenfalls flog es auf mich zu, befand sich auch über mir, ich sah seinen Kopf, der nickte, aber der Vogel stieß nicht herab.
Er schwebte vorbei, visierte den Baum an und ließ sich ebenfalls dort nieder.
Noch zwei weitere Tiere stiegen in die Höhe, zogen ihre Kreise und nahmen auf dem Baum Platz.
Vier waren es insgesamt.
Ein gefährliches Quartett. Ich dachte daran, die vier geierähnlichen Vögel mit gezielten Schüssen aus der Silberkugel-Beretta abzuschießen.
In der Lage fühlte ich mich, denn die Kühle der Nacht hatte mir wieder Kraft gegeben.
Trotz der Finsternis boten die Vögel insofern ein gutes Ziel, als daß sie sich nicht bewegten. Sie hockten auf dem alten Baum, als wären sie mit dem grauen Geäst verwachsen.
Wo sich die Köpfe befanden, konnte ich höchstens raten. Wahrscheinlich mußte ich sie auch nicht treffen, um mich der Gegner zu entledigen.
Alles kam anders.
Genau dort, wo die Vögel auf dem Krüppelbaum hockten, leuchtete es an vier verschiedenen Stellen fahl, bleich und irgendwie silbrig auf, als wären nur diese Punkte vom herab lallenden Sternenlicht getroffen worden. Das aber stimmte nicht.
Ich konzentrierte mich auf die helleren Flecken und sah plötzlich, was geschehen war.
Da leuchteten die Köpfe der Geier. Ja, Köpfe waren es auch. Aber keine Vogelschädel, sondern Menschenköpfer…

***

Ich stand da, wie vom Blitz getroffen. Dieser Anblick war furchtbar, ich konnte ihn kaum fassen. Mein Atem stockte. Mit allem hätte ich gerechnet, nur nicht mit Geiern, die Menschenköpfe besaßen.
Behalte nur die Nerven, Junge, dachte ich. Du hast sie auch bei den Zombies und diesem Professor Orgow nicht verloren, der die Toten aus dem Grab geholt hatte.
Zum Glück trug ich noch meine Lampe bei mir. Die holte ich hervor, schaltete sie ein, drehte den Arm in die entsprechende Richtung und leuchtete den Baum an.
Der Strahl tastete sich über den breiten, grauen Stamm hoch, bis er das abgestorbene Geäst erreichte und damit auch die mutierten Dämonengeister.
Es war keine Täuschung. Innerhalb der jetzt doppelten Lichtfülle

erkannte ich die menschlichen Schädel überdeutlich und sah auch die Gesichter.

Haarlos und glatzköpfig waren die Schädel. Bösartig verzogene Gesichter starrten in die helle Lichtlanze hinein, die ich wandern ließ, um jedes Gesicht anzuleuchten.

Keines unterschied sich von dem anderen. Die Fratzen sahen so aus, als würden sie zu Vierlingen gehören, die auf dieser einsamen Insel Zuflucht gesucht hatten.

Ich dachte an die von mir entdeckten Knochen, und ein verwegener Gedanke durchströmte mein Hirn. Konnte es vielleicht sein, daß die Knochen einmal zu den Menschen gehört hatten, deren Köpfe jetzt auf den Schädeln der Geier saßen?

Das war durchaus möglich, wenn auch durch nichts bewiesen, aber ich traute der schwarzmagischen Seite eigentlich alles zu. Sie war stark, sie hatte sich auf dieser Insel manifestiert, und mit unseren Vermutungen hatten wir ins Schwarze getroffen.

Sollte ich schießen?

Natürlich mußte ich das. Ich schaute mir die Gestalten noch einmal an.

Die Köpfe waren nach vorn gebogen. Sie wuchsen aus dem Federkleid hervor, der Vogel, der am höchsten saß, bewegte seinen Geierschädel nickend, als wollte er mich ermutigen, ihn abzuschießen.

Sie kamen mir zuvor. Nicht mit Taten, mit Worten. Ich hörte plötzlich ihre Stimmen. Sie sprachen zu viert, die Worte allerdings waren gleich, so daß es sich anhörte, als hätte nur einer gesprochen. Es war eine Drohung, die man mir mitteilte, und sie drang an meine Ohren wie das Flüstern des Windes.

»Du hast die Insel entweiht, du bist gekommen, um unsere Ruhestätte zu zerstören. Wir werden dich quälen, wir werden dich beobachten und zuschlagen, wann immer wir es für richtig halten. Es kann Monate dauern, auch Jahre, aber wir vergessen nichts. Unser Götze ist stärker. Skiibar, Gott der Geier, vergißt nichts. Auch nicht, daß du uns töten wolltest, Fremder…«

Sie sprachen es und breiteten die Flügel aus. Da feuerte ich.

Damit hatten sie natürlich gerechnet. Sie waren verdammt schnell, als sie in die Höhe stiegen, trotzdem verlor einer der Geier einige Federn, die zu Boden segelten.

Dann waren sie auch aus dem Schein meiner Stableuchte verschwunden, aber sie blieben über mir, denn ich vernahm das Rauschen ihrer Schwingen und auch ein krächzendes Lachen, in dem sehr viel Menschliches steckte und sich mit den Lauten der Vogelgeier vermischte.

Ich kam mir vor wie ein Wicht. Vielleicht hätte ich längst schießen sollen, aber ich war eben noch zu unerfahren. Außerdem hatte mich

der Anblick hart geschockt. Jetzt waren sie mir entwischt! Ich wartete die Nacht über ab, saß zwischen den Felsen, schaute hin und wieder mal auf die Knochen oder leuchtete den Baum an, der jetzt so leer und tot wirkte.

Kein Dämonen- oder Menschengeier ließ sich mehr blicken. Sie hatten sich zurückgezogen.

Und ich hatte das Nachsehen. Irgendwann kam mir die Idee, die unmittelbare Umgebung abzusuchen. Da es sehr kalt geworden war, tat mir die Bewegung gut.

Die Lampe gab genügend Licht, um mir die Orientierung zu ermöglichen.

Ich war auf die andere Seite des kleinen Gehölzes gegangen und stellte fest, daß die Felsen hier eine andere Formation zeigten. Sie waren wuchtiger und zeigten auch nicht mehr das übereinander geschobene und unterschiedlich vorstehende Gestein wie dort, wo ich die Geier mit den Menschenköpfen entdeckt hatte.

Über eine Schräge, die mit Sand und Staub bedeckt war, rutschte ich auf die Felswand, bis ich den Grund erreicht hatte und mir das aus der Nähe anschaute, was ich schon im Schein der Lampe gesehen hatte.

Es war der Eingang zu einer Höhle.

Nicht sehr groß, halbrund, sich vom sandigen Boden erhebend und wahrscheinlich zu zwei Dritteln zugeschüttet.

In mir erwachte die Neugierde. Wenn ich mich auf den Bauch legte, konnte ich in die Höhle hineinkriechen. Vielleicht war sie das Versteck dieser mutierten Geier.

Es bedeutete für mich ein Risiko, in die Höhle zu kriechen. Ich wußte nicht, was mich dort erwartete. Ich konnte abstürzen oder irgendwelchen Feinden in die Hände fallen, aber in diesem Augenblick wuchs ich über mich selbst hinaus.

Zunächst wühlte ich Sand zur Seite, um den Eingang zu vergrößern, dann strahlte ich in die Höhle hinein, folgte mit meinen Blicken der hellen Lanze und sah, daß der Kegel über feucht glänzendes Felsgestein glitt und sich später verlor.

Abstürzen würde ich also nicht.

Weshalb dann nicht den Versuch wagen? Ich drückte mich noch enger in den Sand und robbte wie ein Rekrut. Endlich hatte ich die Höhle erreicht.

Graues, zerrissen wirkendes Gestein umgab mich. Es mußte vulkanischen Ursprungs sein, sicherlich war die Insel vor ihrer Entstehung einmal ein feuerspeiender Klumpen gewesen, doch jetzt war das Gestein erkaltet. Nichts deutete mehr auf einen Ausbruch heißer Lava hin.

Ich konnte mich hinknien und rutschte so weit vor, bis ich an einen Rand geriet, von dem aus es steil in die Tiefe ging. Vor mir lag ein

Krater. In ihn leuchtete ich hinein, kam auch bis zum Grund, entdeckte dort zahlreiche bleiche Knochen, die von zahlreichen Toten stammen mußten. Es war ein makabrer Anblick, aber das war nicht alles.

Aus der Mitte des Gebeinhaufens erhob sich eine Gestalt, die menschliche Formen besaß, aber durch und durch mit Federn bedeckt war, bis auf ein pechschwarzes Gesicht mit gelben Augen und einem langen, gekrümmten Schnabel.

Die Gestalt war ein übergroßer Vogel. Ich hatte die Mitteilung der Vögel nicht vergessen. Das muß Skiibar, der Vogelgott sein.

Lebte er? War er tot? Füllte ihn die Schwarze Magie aus, oder wurde er nur als Statue verehrt und angebetet?

Diesmal wollte ich Nägel mit Köpfen machen. Der Vogelgott lag noch im Treffbereich meiner Kugeln. Ich visierte ihn an.

Es dauerte seine Zeit, bis sich meine Nerven beruhigt hatten und ich die Hand ruhig halten konnte. Dann schoß ich.

Dreimal bellte die Waffe auf. Das Mündungslicht vereinigte sich mit dem bleichen Schein der Lampe. Schußechos durchtosten den Krater und auch die Höhle. Von der Decke rieselten Staubfahnen und kleinere Steine, ich aber starrte auf den Vogelgott, der tatsächlich von mir erwischt worden war.

Ob alle Kugeln getroffen hatten, konnte ich nicht herausfinden, jedenfalls hatte die Gestalt etwas abbekommen. Sie schwankte plötzlich, ich sah ein helleres Leuchten an den getroffenen Stellen, dann kippte sie zur Seite und fiel zwischen die bleichen Gebeinhaufen.

Das Scheppern und Krachen der Knochen stieg an den Kraterwänden hoch, so daß ich es als makabre Horror-Musik vernahm. Noch einige Gebeine rutschten nach, dann war es still.

Eine ungewöhnliche Ruhe, in der ich sehr deutlich das Schlagen meines Herzens vernahm.

Tief atmete ich die kühle Luft ein. Ich hatte den Vogelgott zerstört und damit einen Frevel begangen, der getilgt werden mußte. So schrieben es die Regeln wahrscheinlich vor. Wenn die vier dämonischen Geier mit Skiibar in Verbindung standen, hatten sie sicherlich schon von der Vernichtung oder vom Sturz ihres Götzen erfahren. Bevor sie etwas unternahmen und mich erwischten, wollte ich die Höhle wieder verlassen haben.

Das klappte gut.

Niemand hielt mich auf, als ich mich wieder ins Freie schob und in die Kälte der Wüstennacht hineinglitt. Durch den Sand wühlte ich mich weiter, kletterte aus der Mulde und blieb dort sitzen, wo mir ein Felsen und ein Hang Deckung boten.

Hier atmete ich erst einmal tief durch und versuchte, meine innere Ruhe wiederzufinden. Daß ich der Gefahr noch nicht entwischt war,

stand für mich fest. Die mutierten Geier konnten wegen der Dunkelheit in der Nähe lauern und mich beobachten.

Einen Angriff erlebte ich nicht.

Nur einmal hörte ich ein Rauschen, als sie über mich hinwegflogen und wie Schatten wirkten. Ich hörte sogar ihre krächzenden Stimmen, die von einer zeitlich nicht begrenzten Rache sprachen.

Dann waren sie verschwunden.

Ich hatte plötzlich das Gefühl, mit meiner Aufgabe fertig zu sein. Auf der Insel hielt mich nichts mehr, deshalb setzte ich noch in der Nacht einen Funkspruch ab, in der Hoffnung, daß er auch gehört wurde.

Diesen Funkspruch wiederholte ich viermal hintereinander und ging den langen Weg zum Strand wieder zurück.

Überall spürte ich den Sand. Es gab keine Stelle an meinem Körper, wo er nicht hingelangt war. Sogar im Mund spürte ich ihn. Noch bevor es Tag wurde, erreichte ich den Ort, wo ich meine Vorräte zurückgelassen hatte. Im Kanister befand sich noch Wasser. Das trank ich zur Hälfte.

Jetzt konnte ich nur mehr warten.

Die Sonne ging auf.

Wieder begann ein kochendheißer Tag. Der Atlantik schien in einem rotgelben Feuer zu stehen, als das Wasser von den Strahlen des Himmelskörpers getroffen wurde.

Ein Bild für Romantiker, weniger für mich, der ich im Schatten eines Felsens hockte und den Himmel beobachtete. Es war abgemacht worden, daß mich das Wasserflugzeug abholte.

Weder von ihm noch von den dämonischen Geiern entdeckte ich die geringste Spur.

Allmählich wurde ich ungeduldig, aber gegen Mittag, ich war schon wieder so gut wie ausgedörrt, vernahm ich das Brummen eines Motors, das über den Himmel strich.

Das mußte meine Maschine sein, denn eine andere würde kaum einen Grund haben, über die Insel hinwegzugleiten.

Es schien direkt aus der Sonne zu kommen. Normalerweise hätte ich jetzt das Schlauchboot ins Wasser schieben müssen, um die Brandung zu überwinden. Da dies nicht möglich war, winkte ich, nachdem ich mich auf einem hohen Felsen aufgebaut hatte, mit beiden Händen und deutete später auf das Meer hinaus, in der Hoffnung, der Pilot würde mein Zeichen verstehen.

Er kreiste einmal um die Insel, dann hatte er verstanden. Er wackelte mit den Tragflächen, und ich konnte zuschauen, wie die Maschine jenseits der Brandungsstreifen auf der langen Meeresdünung landete und allmählich auslief.

Auch diese Maschinen waren mit Schlauchbooten ausgerüstet worden.

Der Pilot verließ seine Kanzel, kletterte auf einen der Schwimmer und schleuderte etwas ins Wasser, das er an einer Leine festhielt und das sich sofort aufblies.

Hellgelb leuchtete es auf den Wellen. Der Pilot zog das Boot zu sich heran, sprang hinein, stellte auch dort einen Außenborder an und fuhr, auf den Kämmen der Wellen reitend, in Richtung Strand und Brandung.

Ich war ihm schon entgegengelaufen und sprang in die kühlen Fluten, die mir die Beine wegreißen wollten. Zum Glück war das Boot schon sehr nahe. Ich schnappte nach der mir zugeworfenen Leine, ließ mich an den dicken gelben Wulst heranziehen und kletterte in das Schlauchboot.

Geschafft!

Ein bärtiges Gesicht schaute mich an. »War nicht abgemacht worden, daß Sie mir entgegenkommen?«

»Ja, nur hat man mir mein Schlauchboot zerfetzt.«

»Sorry, das wußte ich nicht.«

In den nächsten Minuten mußte der Außenborder zeigen, was er leisten konnte, denn es war nicht einfach, die Wellen der Brandung zu überwinden.

Wir wurden mehr als einmal von dichten Gischtstreifen überspült, schafften es aber mit Geschick und Glück, den langen Wellenstreifen zu entwischen.

Der Rest war ein Kinderspiel. Ich durfte zuerst auf den Schwimmer klettern, holte das Boot mit dem Piloten näher heran, so daß er es auch verlassen konnte.

Auf dem schwankenden Schwimmer stehend, packten wir es gemeinsam in die Maschine. Dann kletterten wir hinein. Beide waren wir naß, darum kümmerte sich keiner.

Die Tür wurde zugeschoben, ich fragte, wohin man mich bringen würde, und bekam eine beruhigende Antwort. »Zu einem englischen Kreuzer. Von dort aus starten Sie dann im Düsenjet nach London. Mit Überschall, das ist etwas anderes als in dieser Mühle.« Der Pilot schwieg, weil er sich auf den Startvorgang konzentrieren mußte.

Er sah zu, daß er von der Dünung geschoben wurde, wir wurden schneller.

Reibungslos verlief der Start. Ich hockte neben dem Piloten und streckte die Beine aus.

Allmählich entspannte ich mich, und der Mann neben mir sah mir an, daß ich einen wahnsinnigen Durst hatte. Er reichte mir eine große Flasche mit kühlen Tee.

Himmel, tat der gut.

Ich riß mich zusammen und trank den Tee nur mehr in kleinen Schlucken, denn hastiges Trinken hätte meinem Magen wohl kaum gut

getan. Als ich die Flasche absetzte, hörte ich den überraschten Ruf des Mannes. »Da, schauen Sie mal.«

Ich starrte nach vorn.

Wir hatten vier unheimliche Begleiter bekommen. Sie flogen von zwei Seiten her auf uns zu.

Große, geierähnliche Vögel mit bösen, menschlichen Gesichtern und Augen, in denen der Haß glühte.

Auch ein Versprechen las ich darin.

Das Versprechen einer langen, nie endenden Rache. Dann waren sie plötzlich weg.

Der Pilot war kreidebleich geworden, wischte über seine Augen und hätte die Maschine fast kippen lassen. Er fing sie schnell wieder ab und fragte mich: »Haben Sie das gesehen, Mister?«

»Was?«

»Wie?« Er schüttelte den Kopf. Sein Mund verzog sich in die Breite. »Die verdammten Vögel natürlich. Sie hatten menschliche Köpfe und sogar Gesichter, obwohl es Geier waren.«

»Sorry, Mister, ich habe nichts gesehen. Keinen Vogel, gar nichts.«

Er lachte quiekend. »Dann muß ich mich wohl getäuscht haben und an Halluzinationen leiden.«

»Das wird es wohl sein…«

***

Noch am gleichen Tag landete ich wieder in London. Als ich mit wackligen Knien der Air-Force-Maschine entstieg, wartete Superintendent James Powell schon auf mich. Zwei Offiziere rahmten ihn ein. Ihren glatten Gesichtern entnahm ich nichts.

»Wieder heil und gesund, John?«

»So einigermaßen.«

»Und der Erfolg?«

»Bescheiden.«

»Kommen Sie mit in die Offiziers-Messe. Dort haben wir Ruhe.« Die Männer nahmen mich in die Mitte, und ich überlegte bereits, was ich ihnen berichten sollte.

Mit Ruhm hatte ich mich bei diesem Einsatz nicht bekleckert, und die Gefahr war auch nicht gebannt worden.

Im Club der Offiziere bekam ich einen Whisky und gab einen Bericht ab.

Man hörte mir zuerst interessiert, dann mehr gelangweilt zu, bis einer der Offiziere mit süffisant klingender Stimme bemerkte: »Die Sache hat sich sowieso erledigt, wir haben die Insel aus unseren Planungen gestrichen.«

Ich horchte auf. »Dann war mein Einsatz umsonst?«

»Nehmen Sie es als Erfahrungswert hin.«

Mir stieg das Blut in den Kopf. So arrogant konnten nur Militärs sprechen. Ich schaute meinen Chef an, der hob bedauernd die Schultern, doch eine Hand hatte er zur Faust geballt. Ihm gefiel überhaupt nicht, wie man mit mir umsprang. Dagegen unternehmen konnte er nichts.

»Wir bedanken uns trotzdem«, sagte man mir. »Wenn wieder ein ähnlicher Einsatz bevorstehen sollte, kommen wir gern auf Sie zurück, Mr. Sinclair.«

»Danke, sehr freundlich, aber ich verzichte zu Gunsten anderer.«

Damit gingen James Powell und ich. »Nehmen Sie es nicht so krumm, John. Sie haben vielleicht doch gewonnen.«

»Nein, bei den Zombies war es etwas anderes.«

»Sicher, nicht jeder Fall läuft so glatt. Ich habe übrigens schon wieder etwas Neues für Sie, glaube ich.«

»Was denn?«

»Es geht da um ungewöhnliche Morde. Man kann sie als Morde aus dem Totenreich bezeichnen. Ich bin sicher, daß Sie diesen Fall bestimmt auflösen werden.«

Nun, das hatte ich getan, wie viele Leser wissen. Ich bekam später mein Kreuz, jemand gab mir den Spitznamen Geisterjäger, ich lernte Suko kennen und auch die anderen Freunde.

So vergingen die Jahre. Bis sich die Dinge plötzlich überschlugen. Aber da waren schon Jahre vergangen…

***

Das Haus lag dort, wo London grün war, mit Stadtrandnähe warb und kleinen Siedlungen, wo es sich zu leben lohnte und wo jeder den Nachbarn noch kannte.

Die Häuser hatten einst einem Industriekonzern gehört, waren dann zum Verkauf angeboten worden und gingen weg wie warme Semmeln.

Die Menschen bauten an und um, sie renovierten, sie modernisierten, so daß praktisch eine kleine Mustersiedlung entstand, die der für diesen Stadtteil zuständige Bürgermeister gern vorzeigte.

Auch Graham Stone wohnte mit seiner Familie dort. Der ehemalige Pilot hatte es geschafft und sich zum Fluglehrer ausbilden lassen. Das bedeutete auch mehr Freizeit und vor allen Dingen ein geregeltes Wochenende, das er grundsätzlich bei schönem Wetter im Garten hinter dem Haus verbrachte, wo er Gemüse und Obst angepflanzt hatte. War das Wetter trübe, ging er zum Angeln.

Auch an diesem Morgen war er früh aufgestanden. Ein Freitag Mitte April. Er hatte sich einen Tag Urlaub genommen, denn ein Freund von ihm, extra aus Oxford gekommen, wollte mit ihm zusammen die dicken Fische holen.

Geangelt werden sollte an der Themse.

Man hatte das Wasser mittlerweile wieder so klar bekommen, daß sich Fische darin wohl fühlten. Um vier Uhr war Graham Stone schon aufgestanden, hatte sich aus dem ehelichen Schlafzimmer geschlichen und seine wetterfeste Anglerkleidung angezogen. Momentan lag der Dunst sehr dicht. Aus Erfahrung wußte er, daß die Schwaden erst im Laufe des späten Vormittags weichen würden. Und das war gut.

Sonnenstrahlen hielten die Fische am Grund.

In der kleinen Küche kochte er sich einen Kaffee. Als Proviant nahm er zwei Sandwiches mit. Die anderen Sachen, das Angelzeug also, lag bereits im Wagen. Er hatte es am vergangenen Abend in den Station Car gepackt.

Als er Kaffee eingoß, erschien seine Frau. Sie war noch müde, stand in der Küche und wischte über ihre Augen. Sie trug den alten Bademantel, dessen Gürtel sie nur locker geschlossen hatte. Unter dem dünnen Stoff des Nachthemds drängten sich ihre Brüste hervor.

»Ich dachte, du schläfst noch«, sagte Graham.

»Nein.«

»Ich war leise genug.« Er trank einen Schluck.

Seine Frau ging zum Schrank und holte sich ebenfalls eine Tasse. »Du warst leise genug, Graham, aber mich weckte etwas anderes. Ein so komisches Geräusch.«

»Wie komisch?«

Sie hob die Schultern. »Als wäre jemand an unserem Schlafzimmerfenster entlanggestreift. Danach flog er dann über das Haus, weißt du, und ich hörte auch ein Rauschen.«

»Von Wasser?«

»Nein, nein. Das hörte sich an, als wäre ein großer Vogel mit gewaltigen Flügeln vorbeigeflogen.«

»Hier?«

»Ja.«

»Hast du nachgeschaut?«

»Nein, als ich aus dem Bett stieg, war das Geräusch schon verschwunden.«

Graham Stone hob die Schultern. »Das wird der Wind gewesen sein, glaube mir.«

»Ich weiß nicht. Wenn der Wind geht, hört es sich anders an.«

Stone leerte die Tasse und tätschelte die Wange seiner besseren Hälfte.

»Du hast bestimmt geträumt, Ada, und jetzt träume weiter. Du und die Kinder…«

»Die schlafen bestimmt länger, ich aber nicht.«

»Du hättest keinen Kaffee trinken sollen.«

Sie winkte ab. »Wann kann ich mit euch rechnen?«

»Gegen Mittag.«

»Soll ich was kochen?«
»Nein, wir bringen Fische mit.«
»Darauf würde ich nicht bauen.«
Beide hörten Schritte. Es war Jerry Hall, der Kumpel aus Oxford, der oben im Gästezimmer geschlafen hatte und pünktlich zur Abfahrt erschienen war.
»Na, ihr beiden!« rief er und grinste. Jerry hatte rotblondes Haar, das zur Bürste geschnitten war und seine Kopfform oder sein Gesicht ziemlich kantig machte.
»Willst du einen Kaffee?« fragte Graham.
»Könnte nicht schaden.«
Er bekam eine Tasse, trank sie schweigend leer. Ada verließ die Küche und ging wieder ins Schlafzimmer.
Graham grinste ihr nach. »Dein Weib hat einiges zu bieten.«
»Ja, sie hat zugenommen.«
»Magst du das?«
Graham zwinkerte mit dem linken Auge. »Ich lehne es zumindest nicht ab. Du magst ja auch keine dünnen Fische.«
»Richtig, du Guppi. Laß uns fahren. Je früher der Morgen, um so besser das Beißen.«
Sie verließen das Haus und tauchten ein in den feuchten Nebel. Auf dem dunkelroten Lack lagen die dicken Wassertropfen, und die Scheiben waren mit einem feuchten Film bedeckt.
Hinter der Scheibe des Schlafzimmerfensters winkte Ada den beiden noch zu. Sie stiegen ein.
Als Jerry Hall die Tür zuschlug, fragte er: »Bist du auch durch dieses komische Rauschen wachgeworden?«
»Nein.«
»Aber ich.«
»Dann hast du es auch gehört.«
»Ja, es war so unnatürlich, daß es mich aus dem Schlaf riß.«
»Ada erging es ähnlich. Auch sie ist davon wach geworden. Ich habe nichts gehört.«
»Ist auch nicht tragisch.«
In der morgendlichen Stille klang das Geräusch des startenden Wagens überlaut. Aus dem Auspuff drangen hellweiße Wolken, die sich mit dem Nebel vermischten.
Feucht und manchmal pfützenglatt waren die Straßen geworden. In der Nacht hatte es noch geregnet, und die Streifen der Scheinwerfer spiegelten sich auf den dunklen Wasserflächen.
So rollten sie weiter und schlugen die nördliche Richtung ein, um in die Themseauen zu gelangen, wo die besten Angelplätze lagen. Aus dem Radio dudelte flotte Morgenmusik, die von Graham Stone mitgepfiffen wurde.

Seine Laune steigerte sich. Er war ein passionierter Angler und konnte stundenlang am Wasser sitzen. Es machte ihm auch nicht viel aus, wenn die Fische mal nicht bissen. Das strömende Wasser hatte stets etwas Beruhigendes an sich und auch das Bild der vorbeiziehenden Schiffe.

Der Frühjahrsnebel war verdammt dicht. Graham hatte die Wischer angestellt. Die beiden Blätter schaufelten die Scheibe frei, aber innerhalb der beiden Scheinwerfer tanzten die Wolken nach einem nur für sie verständlichen Rhythmus.

Jenseits der Siedlung mußten sie noch langsamer fahren. Sie waren nicht die einzigen unterwegs. Die Augen der anderen Fahrzeuge wirkten wie allmählich zerfasernde, gelbe Kreise.

Im Normalfall hätten sie die Strecke innerhalb von zwanzig Minuten hinter sich gelassen. Jetzt brauchten sie mehr als das Doppelte an Zeit, und sie waren froh, als sie in den verhältnismäßig schmalen Weg einbiegen konnten, der in die Uferauen hineinführte. Dort befand sich der Angelplatz und auch genügend Freiraum, um den Wagen abstellen zu können.

Graham Stone atmete auf, als sie durch das Gelände schaukelten. Sie waren hier die einzigen, und der Nebel hatte sich in Flußnähe noch mehr verdichtet.

Auch Jerry Hall hatte eine gespannte Haltung eingenommen. Leicht vorgebeugt hockte er auf seinem Sitz und starrte durch die breite Scheibe in die trägen Wolken hinein, bis er plötzlich aufschrie und der Fahrer sofort auf die Bremse trat.

»Was ist denn los, Jerry?«

»Da sitzt jemand.«

»Wo?«

»Ich habe eine kompakte Gestalt gesehen, einen Schatten, der jetzt verschwunden ist.«

Graham runzelte die Stirn. »Soll ich nachsehen?«

»Das wäre besser, aber ich komme mit.«

Stone öffnete die Tür und glitt aus dem Fahrzeug. Seine Füße versanken im weichen Gras. Es war tau- und nebelfeucht. Wie zahlreiche Finger legten sich die einzelnen Halme um seine Füße.

Jerry hatte noch gewartet. Er wollte vom Wagen aus sehen, ob sich der Schatten wieder zeigte. Nein, er sah ihn nicht, dafür den Umriß seines Freundes, der sich durch die Strahlen der beiden Scheinwerfer bewegte.

Er ging leicht geduckt und sehr vorsichtig. Anscheinend war er mißtrauisch geworden.

Plötzlich war der Schatten da.

Keiner der Männer hatte gesehen, aus welcher Richtung er herangejagt war. Jedenfalls fiel er über die Person her, die innerhalb

der Lichtlanzen stand, und er kam so wie eine exakt geworfene Decke.

Jerry hatte den Wagen ebenfalls verlassen. Er wollte etwas unternehmen, als ein zweiter und dritter Schatten aus dem Nebel stieß, er ein Rauschen hörte, als ob sich Flügel bewegten und sich die anderen Schatten mit dem ersten vereinigten. Voll schlugen sie zu. Und das Opfer war Graham Stone. Jerry vernahm einen erstickt klingenden, gurgelnden Schrei, als Stone plötzlich unter dem Druck der vier Schatten zusammenbrach, die Vögel heftig mit den Flügeln schlugen und den Mann kurz danach in die Höhe rissen und mit ihm in der Dunkelheit des frühen Morgens und der dicken Nebelsuppe verschwanden.

Wie erstarrt stand Jerry Hall neben dem linken Vorderrad. Er hatte den Mund leicht geöffnet und flüsterte Worte, die überhaupt keinen Sinn besaßen.

Dann fragte er mit lauter Stimme: »Graham?« Eine Antwort bekam er nicht. »Verdammt, Graham, wo steckst du?« Wieder blieb es still. Der andere ballte die Hände. Er schaute zum Himmel hoch, sah aber nur die grauen, wallenden Fetzen und keine Spur von seinem Freund.

Ein paarmal atmete er tief durch, bevor er wieder einigermaßen denken konnte. Eine Tatsache aber blieb. Sein Freund war verschwunden. Vor seinen Augen hatte man ihn weggeholt. Aber wer, verdammt? schrie es in ihm. Wer hatte diesen Menschen, der keiner Fliege etwas zuleide tun konnte, in die grauen Nebelschleier gezogen?

Jerry Hall atmete tief durch. Angst überfiel ihn, als er sich duckte, den Kopf in den Nacken legte und in die Höhe schaute, als könnte er dort etwas entdecken.

Nichts war zu sehen.

Nur der Nebel, kein Schatten, nicht einmal das Rauschen der großen Flügel vernahm er.

Wie eine würgende Hand glitt die Angst in ihm hoch, bis sie die Kehle erreichte, sich dort festsetzte, so daß es ihm schwerfiel, Atem zu holen.

Es war einfach unerklärlich und grauenhaft.

Er schüttelte sich, als er sich endlich dazu überwand, weiterzugehen und an der Stelle stehenblieb, wo sein Freund von diesen schattenhaften Geschöpfen geholt worden war.

Diesmal senkte er den Blick, denn ihm war ein dunkler Fleck im Gras aufgefallen.

Er bückte sich noch tiefer, streckte den Arm aus, und ein bestimmter Verdacht wollte einfach nicht weichen. Mit der Fingerspitze fühlte er nach und berührte plötzlich eine klebrige Flüssigkeit.

Wie Blut…

Ja, das war sogar Blut. Das Blut seines Freundes. Es hatte zwischen den Halmen eine große Lache gebildet.

»O Gott, nur das nicht«, hauchte Jerry Hall. »Das darf doch nicht wahr sein, das ist der nackte Wahnsinn. Ich drehe noch durch und werde verrückt.«

Bei diesen Worten zog er sich Schritt für Schritt zurück. Eine panische Angst hatte ihn überfallen. Seine Hände blieben nicht mehr ruhig. Sie zitterten ebenso wie seine Lippen, und auch seine Gedanken und Überlegungen konnte er nicht mehr in klare Bahnen lenken.

Erst als er gegen die Kühlerfront des Wagens stieß, zuckte er zusammen und blieb stehen. Die rechte Hand preßte er dorthin, wo das Herz schlug. Auf der Stirn mischte sich der Schweiß mit der Feuchtigkeit des dünnen Nebels.

Dann stierte er wieder gegen den Himmel.

Nein, da war nichts zu sehen.

Nur Nebel und Dunkelheit.

Was sollte er tun? Warten? Er glaubte nicht, daß sein Freund noch einmal als Lebender zurückkehren würde. Bestimmt nahmen ihn diese Monstervögel mit und schleuderten ihn irgendwo hin. Möglicherweise sogar in die Themse. Deshalb gab es nur eins. Wieder rein in den Wagen und zurück zum Haus fahren, um von dort die Polizei anzurufen.

Aber wie sagte er es Ada?

Davor fürchtete er sich am meisten. Ada mußte wissen, was geschehen war, und er sollte ihr den Tod des geliebten Mannes mitteilen. Gab es Furchtbareres als dies?

Als er im Wagen saß und die Tür zuhämmerte, hatte er einen Entschluß gefaßt.

Nein, er würde nicht zu Ada Stone fahren und ihr alles sagen. Von der nächsten Telefonzelle aus wollte er die Polizei anrufen und einen ersten Bericht abgeben. Die Beamten konnten ihm die schwere Aufgabe abnehmen, dafür waren sie ebenfalls da.

Seine zitternden Finger tasteten nach dem Zündschlüssel und rutschten zunächst einmal ab, bevor sie ihn umdrehen konnten. Der Motor kam sofort, trotzdem hatte Jerry Schwierigkeiten, den Wagen zu starten. Fast hätte er ihn abgewürgt.

Holpernd und stotternd fuhr er an und rollte auch über die Stelle hinweg, wo sein Freund unter so schrecklichen Umständen verschwunden war.

Erst dahinter wollte er drehen und den Weg zurückfahren.

Das tat er auch. Die Profile der Räder rissen Furchen in den weichen Boden. Dreck und Gras wurden in die Höhe geschleudert, und Jerry fuhr viel schneller in die Kurve, als er es eigentlich vorgehabt hatte. Aber er wollte diesen verdammten Flecken Erde so rasch wie möglich verlassen.

Hier war einiges nicht mit rechten Dingen zugegangen.

Die Kurve konnte er noch gut nehmen. Er schlug sofort die exakte Richtung ein, sah im Licht des verschwommenen Scheinwerferteppichs die Reifenspuren von der Hinfahrt, wollte parallel dazu zurückfahren, als wieder etwas aus der Höhe erschien.

Diesmal war es kein Schatten, der nach unten fiel und mit vehementer Wucht die Kühlerhaube traf.

Aber ein Gegenstand, der noch schlimmer war.

Ein Skelett!

***

Es prallte mit einem hämmernden Geräusch auf die Kühlerschnauze und sah so aus, als würde es wieder in die Höhe geschleudert, bevor es abrutschte.

Das geschah nicht. Dafür zerbrach es vor den entsetzten Augen des Fahrers in zahlreiche Teile.

Jerry hatte auf das Bremspedal getreten. Weil er nicht angeschnallt war, kippte er nach vorn und prallte auf das Lenkrad. Aber was war dieser Aufprall schon gegen das Grauen, das auf ihn wartete, denn der Wagen rutschte weiter, und mindestens zwei der vier Räder rollten über die Gebeine hinweg, die knackend zerbrachen.

Erst dann stand der Wagen.

Jerry Hall kam sich vor wie in einem Alptraum. Was er hier erlebte, das konnte doch einfach nicht wahr sein, das war der Wahnsinn zum Quadrat, er mußte einfach träumen.

Doch er erinnerte sich wieder an das häßliche Knacken, mit dem die Knochen zerbrochen waren, und er schloß für einen Moment die Augen.

Wenn er sie wieder öffnete, würde Graham neben ihm sitzen, so daß er sicher war, alles nur geträumt zu haben. Leider war es kein Traum. Der Platz neben ihm blieb leer, dafür sah Jerry, als er nach vorn schaute und sich dabei noch vordrückte, die bleichen Gebeine im Gras liegen.

War das sein Freund?

Was ihn dazu trieb, auszusteigen, konnte er selbst nicht sagen.

Jedenfalls drückte er sich aus dem Wagen und ging mit vorsichtig gesetzten Schritten dorthin, wo die Knochen lagen.

Die beiden Lichtaugen warfen ihren blassen Schein auf die Gebeine, und Jerry erschrak plötzlich bis ins Mark, als er einen der längeren Knochen sah, denn an ihm hing noch etwas fest.

Ein Stück Stoff.

Es klebte daran. Jerry wußte genau, was sein Freund Graham getragen hatte. Eben diesen dunklen Drillichstoff, der an einer Ecke des Arms hing, als wäre er dort angeleimt worden.

Kein Zweifel, die Knochen gehörten seinem Freund!

Jerry Hall hatte das Gefühl, sich übergeben zu müssen. So würgend und drückend war die Angst geworden, die in ihm hochstieg. Am Kotflügel stützte er sich ab. Sein Atem floß pfeifend, die Knochen verschwammen vor seinen Blicken, denn das Tränenwasser stieg in seine Augen. Er wischte es fort, hustete und schaute in die Höhe, von wo das Skelett herabgefallen war.

Nichts zu sehen!

Der oder die Mörder schienen mit einem Opfer vorläufig genug gehabt zu haben.

Bestimmt nur vorläufig, deshalb dachte Jerry Hall daran, so rasch wie möglich das Weite zu suchen.

Flucht hieß die Devise. Er konnte jetzt nichts mehr machen. Nur noch die Polizei.

Jerry Hall wankte auf die offenstehende Wagentür zu. Bevor er einstieg, hielt er sich daran fest. Er spürte das Würgen im Hals und auch, daß ihn die Kräfte verlassen hatten. Er zog seinen Körper förmlich in die Höhe, als er einstieg, und ließ sich auf den Sitz fallen. Die angewinkelten Arme preßte er gegen das Lenkrad. Jerry mußte fahren, es blieb ihm nichts anderes übrig, aber er fühlte sich, verdammt auch, nicht einmal in der Lage, den Schlüssel herumzudrehen.

Der Mann war fertig.

Pfeifend drang der Atem über seine Lippen. Wieder berührte er den steckenden Schlüssel und hatte große Mühe, ihn herumzudrehen. Der Motor tat seine Pflicht und sprang sofort an.

Jerry atmete auf. Er fuhr den Weg zurück. Daß er ihn trotz des Nebels fand und er so gut wie keine Karambolage verursachte, wunderte ihn selbst, aber das schrille Hupen der anderen Fahrer schrillte noch wie Alarmsirenen in seinen Ohren nach, als er vor dem Haus des toten Freundes stoppte.

Ada würde sich wundern, daß er schon zurück war. Und dann mußte er ihr den Grund erklären.

Graham, ihr Mann, war tot. Er kam nicht mehr zurück. Er würde nie zurückkommen, und Jerry mußte es ihr sagen.

Das hielt er nicht durch. Es kam über ihn wie ein Gewitter. Hall verlor die Nerven. Er startete und fuhr weiter. Die Straße schlug einen Rechtsbogen, da rollte er hinein, sah auch die rote Telefonzelle und hämmerte seinen Fuß auf das Bremspedal.

Gerade noch rechtzeitig konnte er das Fahrzeug stoppen und aussteigen. Seine Knie zitterten. Er riß die Zellentür auf, drückte sich in das enge Viereck und benachrichtigte die Polizei…

***

God save the Queen!

So sangen in diesen Tagen zahlreiche nationalbewußte Engländer, denn die Königin wurde 60.

Mir war das ziemlich egal. Ich habe keinen besonderen Nationalstolz und fühle mich irgendwie als Europäer. Außerdem ist mir das Königshaus ziemlich egal, aber in den Tagen vor dem Geburtstag konnte ich mir dieses Gefühl des Egalseins nicht erlauben, denn Scotland Yard glich einem Taubenschlag.

Das hing ursächlich mit den Sicherheitsvorkehrungen zusammen.

Bomben waren auf Libyen gefallen. Terror-Kommandos hatten den Amerikanern und Engländern Rache angedroht, für die Sicherheitskräfte gab es die höchste Alarmstufe, und die Spezialisten vom Yard überlegten, wie sie die Prominenz schützen konnten.

Zu den Spezialisten gehörte auch Sir James Powell, mein Vorgesetzter.

Für ihn, den Königstreuen, war es eine Ehre, an diesen Plänen mitzubasteln, so hatte er uns praktisch freie Hand gegeben, das heißt, wir wurden von ihm in Ruhe gelassen und sollten uns nur in dringenden Fällen an ihn wenden.

Dafür hatten wir Sorgen genug.

Mir persönlich hingen die letzten Fälle sehr nach. Das hatte mit den Templern begonnen und war in einen Fall übergegangen, dem ich einen Namen gegeben hatte.

Magico!

Ein schrecklicher Urzeit-Dämon war von einem Mann namens van Akkeren gerufen worden, um Tod und Schrecken zu verbreiten. Wir hatten Magico stoppen und Jane Collins sowie Sukos Partnerin Shao befreien könnten. Magico war vernichtet, trotzdem atmeten wir nur kurz auf, denn sein Erscheinen hatte auch Opfer gekostet.

Mit dem Wort Opfer bezeichnete ich die Flammenden Steine, die Magico auf seinem Weg aus der Vergangenheit zerstört hatte.

Wie es dort aussah, konnte ich nicht sagen. Man hatte uns nicht eingeladen, mit diesem Problem wollten Myxin, Kara und der Eiserne Engel fertig werden, aber daß sich einiges ändern würde, stand fest.

Und für uns ebenfalls.

Aus Frisco war Yakup Yalemkaya angereist, als er von Janes Entführung hörte. Er hatte uns tatkräftig tut Seite gestanden und Jane noch einmal gefragt, ob sie wieder zurück nach Frisco kehren wollte.

Jane lehnte ab.

Yakup akzeptierte dies, verabschiedete sich von Jane und erklärte ihr, daß in seinem Kloster für sie immer ein Platz frei wäre.

»Das weiß ich doch.«

An diese Worte mußte ich denken, als ich Yakup zum Flughafen fuhr. Er war sehr schweigsam und sprach ebenfalls nur wenig, als wir auf die Maschine warteten.

Er hatte die Krone der Ninja wieder mitgenommen, die es ihm ermöglichte, unsichtbar zu werden, aber er wollte sie nicht aufsetzen.

Wir hatten ihn mit den nötigen Papieren ausgestattet, so daß er trotz seiner Waffen, die er mit sich führte, durch die Kontrollen kam.

»Du bist traurig über Janes Verhalten?« fragte ich ihn.

»Ich habe es hingenommen.«

»Yakup.« Ich legte dem blondhaarigen Türken eine Hand auf die Schulter. »Ich weiß ja, wie sehr es dich besorgt macht, aber du mußt die Entscheidung akzeptieren. Jane stammt aus London, sie will hier sein, auch wenn die Gefahren in dieser Stadt größer sind. Ich kann da auch nichts machen.«

»Das weiß ich.«

»Vielleicht überlegt sie es sich wieder anders, aber zunächst muß sie hier mit ihren Problemen zurechtkommen.«

»Du wirst ihr helfen, John?«

»So gut ich kann.«

Um uns herum war es laut. Trotz der relativ frühen Morgenstunde herrschte schon ein gewaltiger Trubel. Yakup schaute ins Leere. »Ich werde in Frisco weiter forschen, denn ich möchte an die Ursprünge der Dämonologie heran.«

»Schaffst du es?«

»Mit der Krone vielleicht.«

»Das ist gut.« Ich lächelte. Dann verabschiedeten wir uns. Es wurde Zeit für Yakup, sich in die Maschine zu begeben. »Komm gut heim und laß etwas von dir hören.«

»Das mache ich, John.«

Wir umarmten uns. Yakups Wangen zuckten. Vielleicht hätte Jane Collins doch mitkommen sollen, aber sie konnte einfach nicht. Sie hatte sich bei Yakup bedankt, alles andere würde sich ergeben.

Als ich seinen breiten Rücken nicht mehr sah, drehte auch ich mich um und ging zu dem Parkplatz zurück, wo ich meinen Leihwagen abgestellt hatte.

Noch immer hatte ich kein eigenes Fahrzeug, aber der schon etwas ältere Rover tat auch seine Pflicht.

Ich stieg ein und sah eine Maschine in die Luft steigen. Das war der Clipper in die Staaten.

Niemand von uns wußte so recht, wie es weitergehen sollte. Momentan waren wir mit dem Problem Jane Collins ausgelastet. Ich konnte mir nicht vorstellen, daß die andere Seite aufgegeben hatte. Wohin das noch führte, wußte ich nicht.

Jane wollte auch von uns nicht beschützt werden. Sie mußte ihren eigenen Weg finden, und einen Anfang hatte sie schon gemacht. Es war ihr tatsächlich gelungen, die Fesseln, mit der van Akkeren sie gebunden hatte, auf ungewöhnliche Art und Weise zu lösen.

Jane hatte die Stricke in Brand setzen können.

Aber nicht durch ein Zündholz oder eine Kerzenflamme, sondern durch ihre eigene Geisteskraft.

Diese Tatsache hatte mich aufmerksam werden lassen. Wahrscheinlich steckte in ihrem Innern noch etwas von der Hexenmacht oder Hexenkraft, die sie einmal beherrscht hatte. Es war Ihr also gelungen, diese Kraft zu mobilisieren, und in die Richtung würde Jane weiterforschen.

Ich jedenfalls konnte sie mir gut als »Weiße Hexe« vorstellen, die auf unserer Seite stand.

Jane wollte noch einmal mit mir über dieses Problem reden. Zudem mußten wir gemeinsam eine Bleibe für sie finden. Die Conollys hatten sich zwar angeboten, Jane aufzunehmen, das aber wollte sie nicht. Sie hatte vor, sich eine Wohnung zu suchen.

Irgendwo in London ein Apartment, und sie wollte ihr Leben wieder neu aufbauen und sich dabei auch nicht mehr so auf mich fixieren, wie sie es vor Jahren getan hatte.

An das alles dachte ich auf der Rückfahrt vom Flughafen. Das Wetter war mies. Nebel hatte sich mit feinem Sprühregen vermischt und alles angefeuchtet.

Die Temperatur hing um die zehn Grad Celcius, auch nicht gerade ideal.

Wenn ich zurückkehrte, würde ich erst einmal etwas essen, denn ich verspürte Hunger, und ich genoß es plötzlich, durch meine geliebte Stadt London zu fahren.

Lange genug war ich von ihr weggewesen, auch das Wetter konnte mich nicht stören, das schaffte nur die Lampe des Rufgerätes, die einige Male hintereinander aufblinkte.

Ich hob den Hörer ab und meldete mich.

Suko wollte etwas von mir. »Hast du Yakup gut weggebracht?«

»Sicher.«

»Wunderbar.«

»Rufst du deshalb an?«

»Nein.«

»Sondern?«

»Du sollst zu einem Mann namens Graham Stone fahren oder vielmehr zu einer Familie. Dort wirst du erwartet.«

»Von wem?«

»Den uniformierten Kollegen.«

»Was ist geschehen?«

»Irgend etwas Unheimliches. Es gibt einen Zeugen, einen Mann namens Jerry Hall, der wird dir mehr sagen können.«

»Aber ich muß zu diesen Stones fahren?«

»Ja.«

»Dann gib mir mal die Adresse.«

Die bekam ich auch und stellte fest, daß es zwar ein Umweg war, aber kein sehr großer, denn ich befand mich noch nicht in der City von London.

»Bleibst du im Büro?«

Suko bestätigte dies. »Ich hätte auch fahren können, aber erstens ist mir das Wetter zu schlecht, und zweitens kam soeben ein Anruf vom Alten durch, daß einer von uns parat stehen sollte.«

»Wegen der Queen?«

»Ja, die Sicherheitsvorkehrungen werden immer schlimmer. Da rotieren die Leute.«

»Okay, dann schieb du mal Schreibtischdienst.«

»Noch eins, John. Du kannst immer auf mich zurückgreifen. Ich stehe hier auf dem Sprung.«

»Mal sehen. Was ist mit Jane?«

»Ich habe von ihr noch nichts wieder gehört. Sie will sich ja erst melden, wenn sie erfolgreich ist.«

»Da bin ich gespannt.«

»Ich ebenfalls.«

Wir unterbrachen die Verbindung, und ich wandte mich an der nächsten Ausfahrt in Richtung Süden. Es dauerte ungefähr zwanzig Minuten, bis ich mein Ziel erreicht hatte.

Es war eine gemütliche Gegend, in der alte Häuser standen, die von ihren Besitzern mit sehr viel Geschick und Liebe zum Detail renoviert worden waren.

Zwar hatte mir Suko die genaue Hausnummer durchgegeben, ich hätte auch so erfahren, wo die Stones wohnten, denn vor dem Haus stand ein Streifenwagen, der von zahlreichen Zuschauern umlagert war. Ich stoppte den Rover hinter dem Fahrzeug, stieg aus und wurde, als ich das Tor des Vorgartens öffnen wollte, von einem Uniformierten gestoppt, der mich erst durchließ, als er meinen Ausweis sah.

Die Haustür stand halboffen.

Im Haus selbst war es ziemlich still. Ich orientierte mich nach links, dort sah ich eine mit einem grünen Teppich belegte Treppe nach oben führen.

Ein Mann kam die Stufen herab. Hinter ihm erschienen zwei uniformierte Kollegen. Der andere trug eine Arzttasche, und ich hörte, wie er davon sprach, daß die Frau Ruhe haben müsse.

»Gut, Doktor, das werden wir in die Wege leiten.«

»Darf ich mal?« Der Arzt drückte sich an mir vorbei. Ich wandte mich an die Kollegen, wies mich wieder aus und erfuhr, daß man bereits auf mich gewartet hatte.

»Das ist nett«, sagte ich. »Doch jetzt möchte ich gern wissen, was geschehen ist.«

Zuerst erfuhr ich, daß die Frau des Toten einen Schock erlitten hatte.
Der Schauplatz des Verbrechens war auch nicht hier, sondern in der Nähe der Themseauen.

»Dann muß ich also dorthin.«

»Ja, Sir. Dort wartet auch der Zeuge, der alles gesehen hat.«

»Was hat er gesehen?«

»Es geht um ein Skelett«, erklärte man mir. »Mehr wissen wir im Prinzip auch nicht.«

Ich nickte. »Und was ist mit der Frau?«

»Wie gesagt, sie hat einen Schock erlitten. Die Kinder sind zu einer Nachbarin gebracht worden.« Der noch junge Polizist schüttelte den Kopf. »Es war furchtbar, Sir. Wie kann das Leben oft nur so grausam und gemein sein?«

»Das frage ich mich manchmal auch.«

Dann kam ich wieder zum Thema. »Wissen Sie eigentlich, wo ich den genauen Ort finden kann?«

Ich bekam den ungefähren Platz beschrieben. Da sich dort ebenfalls zwei Streifenwagen aufhielten, nahmen die Kollegen telefonischen Kontakt mit den Beamten auf, so daß ich eine genaue Wegbeschreibung geliefert bekam.

Ich bedankte mich und startete.

Auf dem Weg zum neuen Ziel machte ich mir meine Gedanken. Viel wußte ich nicht, nur von einem Skelett war gesprochen worden.

Allerdings vom Skelett eines Menschen, der vor gut zwei Stunden noch völlig normal gelebt hatte.

Das machte mich wiederum mißtrauisch.

Als ich von den normalen Straßen abfuhr und in die Themseauen hineinstach, wurde der Untergrund weich. An manchen Stellen war er sogar rutschig. Zum Glück verfuhr ich mich nicht. Zudem drehte sich ein Licht auf dem Dach eines Streifenwagens, so daß ich dies als Orientierungshilfe benutzen konnte.

Man hatte mich schon erwartet.

Ein Sergeant Hymes führte die kleine Mannschaft an. Er brachte mich auch zu dem Platz, wo das Schreckliche stattgefunden hatte. Wir gingen durch weiches Gras. Männer der Spurensicherung hatten das Gelände bereits vermessen.

In dem aus Band gespannten Viereck sah ich im dunklen Gras die bleichen Gebeine liegen.

Ich bückte mich, trat in die abgesperrte Zone und nahm den ersten Knochen hoch.

Allmählich bekam ich Routine. Zu oft hatte ich es schon mit menschlichen Gebeinen zu tun gehabt, und diese Teile stammten von einem Menschen. Auch den Schädel sah ich. Er war in zwei Hälften zersprungen und sah aus wie abgenagt und mit farblosem Lack

angestrichen.

Blank und bleich…

Der Sergeant hatte mich begleitet. »Können Sie sich vorstellen, daß dieser Mensch, dem die Knochen gehören, vor kurzem noch gelebt hat, Sir?«

»Woher wissen Sie das?«

»Es gibt einen Zeugen.« Ich richtete mich auf. »Ist er hier?«

»Ja, er wartet im Wagen. Ein Mann namens Jerry Hall. Er wollte mit dem Toten zum Angeln fahren. Dann mußte er alles mit ansehen.«

»Steht der Mann unter Schock?« Der Sergeant hob die breiten Schultern. »Sagen wir so. Er ist ziemlich mit den Nerven runter.«

»Ja, kein Wunder.«

Die Gebeine hatten Zeit. Ich mußte zunächst einmal wissen, wie das alles abgelaufen war.

Der Zeuge hockte im Fond und stierte vor sich hin. Er nahm kaum zur Kenntnis, daß ich einstieg und mich neben ihn setzte. Er hörte meinen Namen und auch meine Bitte, alles von Grund auf zu erzählen.

»Das habe ich schon«, sagte er tonlos. »Tun Sie es mir zum Gefallen noch einmal.«

Jerry Hall holte tief Luft. Er fuhr durch sein kurzgeschnittenes Stoppelhaar, starrte aus dem Fenster und hauchte bei seinem Bericht die Scheiben an.

Dann redete er. Sehr langsam, wie ich fand, stockend auch, manchmal murmelnd, so daß ich mich anstrengen mußte, um alles zu verstehen.

Allmählich formte sich in mir das Bild eines unheimlichen und unglaublichen Vorgangs. Aber ich sah keinen Grund, dem Erzähler nicht zu trauen. So etwas saugte man sich nicht aus den Fingern, das mußte man einfach erlebt haben.

»Das entspricht also alles den Tatsachen, was Sie mir da berichtet haben?« fragte ich. »Ja.«

»Wie steht es mit einer Erklärung?«

Er drehte sich um und schaute mich staunend an. »Ich?« flüsterte er, »ich soll Ihnen alles erklären, Mister? Nein, das geht nicht. Das ist unmöglich. Ich kann nichts dazu sagen. Um Himmels willen, verlangen Sie nicht so etwas von mir.«

»Aber sie kannten Ihren Freund.«

»Sehr gut sogar.«

»Schon lange?«

»Jahre.«

»Was hat Sie verbunden?«

»Das gemeinsame Hobby.«

»Also beruflich nicht?«

Er verneinte. »Ich bin Angestellter der Uni Oxford. Gewissermaßen

eine Art von Hausmeister. Graham Stone war oder ist Pilot. Das heißt, er ist früher geflogen, jetzt bildet er Flugschüler aus. Ein Job, der ihm Spaß macht und der ihm auch noch Zeit für ein Hobby läßt. Oder ließ«, fügte er leise hinzu.

»Ich überlege, ob es mit seinem Beruf etwas zu tun gehabt haben könnte.«

»Vielleicht.«

»Sie haben also auch die Schatten gesehen. Dann ist Ihr Freund ausgestiegen, auf den Schatten zugegangen und wurde plötzlich von anderen gepackt und in die Höhe gerissen. Stimmt das so?«

»Exakt, Sir.«

»Wer immer es sein mag, ob Gangster oder andere Wesen, sie tun nichts ohne Grund. Konnten diese Wesen, die Ihren Freund töteten, einen Grund gehabt haben.«

»Das weiß ich doch nicht.«

»Sie kannten ihn gut, Mr. Hall.«

»Schon, nur haben wir uns über solche Dinge nie unterhalten. Er wird auch daran nicht geglaubt haben, sonst hätten wir an den langen Tagen beim Angeln davon gesprochen.«

»Was da vom Himmel oder aus der Finsternis kam, erinnerte Sie das an irgend etwas?«

Hall überlegte einen Moment. »Ja, so kann man sagen. An Vögel gewissermaßen.«

»Riesenvögel?«

»Geier.« Er lachte selbst über seine Antwort. »Natürlich ist das ein Witz. Hier in London fliegen keine Geier herum, das ist doch klar. Oder sind Sie anderer Ansicht?«

»Im Prinzip nicht.«

»Na bitte.«

»Aber es waren Vögel.« Seine Stimme wurde lauter. »Ob Vögel oder fliegende Hunde. Ich kann es nicht genau sagen. Sie hätten diese Biester sehen müssen, das war einfach unbeschreiblich. Erst waren sie Schatten, dann holten sie Graham einfach weg, zogen ihn in die Höhe, er verschwand vor meinen Augen, und als Skelett fiel er wieder nach unten. Die Knochen klatschten mir doch auf die Motorhaube. Ich bin sogar noch über sie gefahren«, sagte er mit ersterbender Stimme.

Es war leicht, sich vorzustellen, wie es in diesem Mann aussah. Der drehte fast durch. Er hatte seinen besten Freund auf eine furchtbare Art und Weise verloren, und das Grauen saß ihm dabei nachträglich wie eine Peitsche im Nacken.

»Sonst noch was?« fragte er mich.

»Nein, im Prinzip nicht.«

»Sie haben auch keine Erklärung?« Er schaute mich bei dieser Frage hoffnungsvoll an.

Ich schüttelte den Kopf. »Eine Erklärung habe ich nicht, aber es muß ein Motiv geben.«
»Das weiß ich nicht.«
»Der Mann hieß Graham Stone, nicht wahr?«
»Ja, wieso?«
Irgend etwas klickte in meinem Kopf. »Weshalb fragen Sie, Sir?« hakte der Mann nach.
»Eigentlich nur so.«
»Kannten Sie ihn?«
Ich lächelte. »Der Name Stone ist nicht gerade selten. Ich kenne einige Stones.«
»Auch Graham?«
Ich öffnete die Wagentür. »Das möchte ich herausfinden. Jedenfalls habe ich so etwas wie eine Assoziation bekommen. Es kann sehr lange zurückliegen, doch ich werde mich darum kümmern. Wenn ich Sie noch einmal brauche, wo kann ich Sie finden?«
Er griff in die Tasche und gab mir seine Visitenkarte.
Ich steckte sie ein und verließ den Wagen. Von der Spurensicherung trat mir ein Kollege in den Weg. »Wir haben die Knochen genau untersucht, Sir. Sie gehören zu einem Menschen. Wenn wir sie zusammensetzen, entsteht daraus ein Skelett.«
»Ein sehr blankes.«
»Ja, wie abgenagt.«
»Haben Sie eine Erklärung?«
Ich lächelte schmal. »Wenn Sie keine wissen, ich auch nicht.«
»Natürlich, danke.« Meine Füße schleiften durch das Gras, als ich mich auf den Weg zu meinem Rover machte. Der Name Stone wollte mir nicht aus dem Sinn. Ich hatte zwar einen Zeugen befragen können, nach wie vor war mir aber das Motiv für die Tat unbekannt. Wenn ich das herausfand, konnte ich dem Grauen auf die Spur kommen.
Unser Erkennungsdienst mußte mir helfen. Telefonisch setzte ich mich vom Rover aus mit den entsprechenden Leuten in Verbindung, die bald einen Schreikrampf bekamen, denn sie waren überlastet. Wegen des Queen-Geburtstages mußten Hunderte von Personen überprüft werden, und jetzt kam ich ihnen noch in die Quere.
»Bis wann wollen Sie denn Bescheid haben?«
»Vorgestern.«
»Mal schauen. Wie können wir Sie erreichen?« Ich sagte es ihnen.
»Okay, rechnen Sie zwischen fünfzehn und dreißig Minuten.«
»Danke.«
Ich rauchte eine Zigarette, saß schräg auf dem Sitz und hatte die Beine im weichen Gras. Über dem Ort lag noch immer ein leichter Dunst, in den ich den Rauch hineinblies.
Der Sergeant kam zu mir. Er lehnte sich an die rechte hintere

Fondtür und schüttelte den Kopf. »Begreifen Sie, was hier vor sich gegangen ist, Sir?«

»Kaum.«

»Dabei haben Sie doch immer solche Fälle am Hals.«

»Das schon, aber hier tappe ich im Dunkeln.«

»Der Zeuge sprach von Riesenvögeln. Da wird doch der Hund in der Pfanne verrückt. Wo gibt es denn so etwas?«

»Er wird sich kaum getäuscht haben.«

»Ich komme da nicht mit, Sir.« Er hatte eine andere Frage auf dem Herzen. »Was ist mit den Resten? Können wir die Gebeine mitnehmen?«

»Ich habe nichts dagegen.«

»Gut.«

»Moment, Sergeant.«

Er drehte sich noch einmal um. »Ja?«

»Haben Sie noch andere Spuren gefunden? Vielleicht eine Feder oder ähnliches?«

»Nein, Sir.«

Pech auf der ganzen Linie. Ich blieb mit meinen Gedanken und Überlegungen allein.

Blanke Knochen, große Vögel, ein grauenhafter Vorgang. Drei Dinge, die zusammenkamen und die irgendwie eine Verbindung miteinander hatten. Aber welche?

Ich wurde das Gefühl nicht los, daß ich mehr von dieser Verbindung wußte, als mir bisher eingefallen war. Tief in meinem Innern hatte gewissermaßen eine Glocke geläutet, und dieser Klang wollte einfach nicht weichen.

Dieser Fall war nicht neu.

Ich löschte die Zigarettenglut im Ascher. Wieso war er nicht neu? Wenn es tatsächlich der Fall gewesen war, mußte ich einmal Kontakt gehabt haben. Wann und wo?

Ich versuchte, mich zu erinnern. Es war Wahnsinn. Wenn ich daran dachte, wieviele Fälle ich schon gelöst oder nicht gelöst hatte, war es ungemein schwer, da eine Verbindung zu finden. Jedenfalls lag es lange zurück, sehr lange.

Jahre möglicherweise…

Die Kollegen hatten sich zur Abfahrt bereit gemacht. Sie stiegen in die Wagen und rollten davon. Die Gebeine hatten sie natürlich mitgenommen. Ich ließ sie fahren und wollte hier so lange warten, bis ich von den Kollegen Bescheid bekam.

Es dauerte länger als eine halbe Stunde, bis sich mein Funkgerät wieder meldete.

Die Stimme des Kollegen klang ziemlich erschöpft. »Da haben Sie uns etwas eingebrockt, Sinclair.«

»Ist er registriert?«

»Ja.« Der andere schnaufte. »Aber Graham Stone ist nicht unangenehm aufgefallen. Ganz im Gegenteil. Er wurde nur registriert, weil er lange Zeit für die Armee diente. Er war Pilot, stieg dann aus, sattelte um und wurde Fluglehrer. Der Mann muß gut gewesen sein. Man nahm ihn für Sonderaufgaben. Welche das im einzelnen waren, kann ich Ihnen auch nicht sagen. Da müßten Sie sich mit seinen zuständigen Vorgesetzten verständigen. Mehr weiß ich leider auch nicht.«

»Sonst gibt es nichts Besonderes?«

»Nein.«

»Gut, ich danke Ihnen.«

Der Faden war also gerissen. Auch ich dachte wieder nach, ließ mir alles durch den Kopf gehen und hatte wieder das Gefühl, diesen Mann, von dem nur das Skelett zurückgeblieben war, zu kennen. Wo war er mir begegnet, und wann war das gewesen?

Ich kam einfach nicht darauf. Es hatte keinen Sinn, hier länger herumzusitzen und zu grübeln. Vielleicht wußte Suko mehr mit dem Namen anzufangen, dann konnte er mir auf die Sprünge helfen.

Als ich die Tür zuschlagen wollte, hörte ich das Geräusch des ankommenden Autos.

Es war einer der beiden Streifenwagen, der zurückkehrte. Und zwar das Fahrzeug, in dem Sergeant Hymes zusammen mit dem Zeugen Jerry Hall saß. War ihnen noch etwas eingefallen?

Der Streifenwagen hielt neben dem Rover. Hymes kurbelte die Scheibe runter. »Da hat Ihnen jemand etwas zu sagen, Sir. Mr. Hall will Sie noch kurz sprechen.«

»Bitte.«

Jerry Hall stieg aus. Er war noch immer blaß, aber ich sah ihm deutlich an, wie aufgeregt er auch war. Er wirkte wie ein Mensch, dem plötzlich etwas eingefallen war.

Ich stieg aus. Vor mir blieb er stehen und schaute mich prüfend an, als Würden wir uns zum erstenmal sehen.

»Ist etwas?« fragte ich.

»Sie… Sie heißen doch Sinclair, nicht wahr?«

»Ja, John Sinclair. Ich bin Yard-Mann und stehe im Range eines Oberinspektors.«

»Dann waren Sie doch auch mal Inspektor?«

»Stimmt. Wieso?«

Jerry Hall wirkte plötzlich sehr fahrig. »Es ist nämlich so«, sagte er, »als ich über die Sache nachdachte, fiel mir etwas ein, von dem Graham gesprochen hatte.« Er wurde unter meinem prüfenden Blick noch nervöser. »Na ja, Sir, Sie müssen wissen, daß er viel erlebt hat. In den langen Angelzeiten berichtete er mir von seinen Einsätzen, da

fielen auch Namen, deshalb habe ich mich auch an Ihren erinnert, wenn auch spät, weil einfach zu viele Personen namentlich erwähnt wurden. Jedenfalls kannte Graham einen Yard-Inspektor namens Sinclair.«

»Also mich?«

»Das muß so sein, es sei denn, es gibt bei Ihnen noch einen Sinclair.«

»Das bestimmt, doch nicht in so exponierter Stellung. Wenn ich Sie richtig verstanden habe, hatte Graham Stone mal mit mir zu tun in seiner Eigenschaft als Pilot.«

»Genau. Er hat Sie geflogen, Sir.«

»Wann war das?«

»Es liegt sehr lange zurück. Jahre schon. Ich erinnere mich, daß er Sie von einer Insel abgeholt hat, auf der Sie festhingen und warteten, daß man Sie abholte…«

Ich unterbrach ihn mit einer Handbewegung, ging zur Seite und stützte mich am Autodach ab. In den Knien spürte ich ein leichtes Zittern, aber plötzlich wußte ich Bescheid und sah wieder alles vor mir…

***

Es gibt Dinge, an die erinnert man sich besonders stark, weil sie einen mächtigen Eindruck hinterlassen. So ergeht es mir mit meinen ersten Fällen, in die ich als Neuling hineingerutscht bin. Ob das nun der Hexer Orgow gewesen war oder andere Gegner wie Dr. Tod, wenn ich an sie dachte, standen sie glasklar vor meinen Augen.

Und auch diese Insel.

Es war wohl mein zweiter Fall gewesen. Man hatte mich auf die Atlantik-Insel geschickt, weil dort angeblich Dämonen hausten. Es waren damals schwere Tage gewesen, ich hatte Gebeine gefunden, ebenso blank und abgenagt wie heute, und ich hatte vier gefährliche, riesige, geierähnliche Vögel mit Menschenköpfen gesehen, die sich Opfer holten und Knochen aus der Höhe zu Boden schleuderten. Dann war ich in eine Höhle gekrochen und hatte einen Vogelgötzen beschossen.

Später hatte man mich abgeholt. Auf dem Rückflug hatte ich die Vögel noch einmal nahe der Maschine gesehen, und dieser Pilot, der mich damals abholte war heute gestorben, und zwar auf eine Art und Weise, wie nur die Vogel-Mutationen töten konnten.

Ihre Rache hatte ihn jetzt erreicht. Nach so langen Jahren. Und wer stand als nächster auf der Liste?

Wahrscheinlich ich.

»Ist Ihnen nicht gut, Sir?« Der Sergeant sprach mich an. Er hatte gesehen, wie bleich ich geworden war.

Ich drehte mich um. »Schon gut.« Dann nickte ich Jerry Hall zu.

»Mein Lieber, Sie haben mir wahrscheinlich soeben das Motiv des schrecklichen Falls präsentiert.«

»Dann stimmt es, daß Graham Stone Sie geflogen hat?«

»Ja, er holte mich von der Insel ab.«

»Und weshalb mußte er so schrecklich sterben?«

»Das kann ich Ihnen auch nicht sagen, aber meines Erachtens hängt es mit den damaligen Ereignissen zusammen.« Ich atmete tief ein. »Das ist kein Mord, den man mit normalen Mitteln lösen kann«, wandte ich mich an Sergeant Hymes. »Sie sind praktisch aus dem Spiel. Ich werde mich um die Sache kümmern.«

»Das ist gut, Sir. Darf ich fragen, ob Sie einen Punkt haben, wo Sie ansetzen können?«

»Den hoffe ich zu finden.«

»Dann dürfen wir uns verabschieden.«

»Sicher.« Ich bedankte mich bei dem Zeugen noch einmal für die Information und stieg in den Rover. Mit der flachen Hand schlug ich auf das Lenkrad. So etwas durfte einfach nicht wahr sein. Plötzlich wurde man mit Dingen konfrontiert, die schon längst im Tunnel des Vergessens begraben lagen. Wenn ich mich richtig erinnerte, hatte ich den Fall ja eigentlich gelöst. Die Vögel existierten noch, und auch die Armee hatte kein Interesse mehr an dem kleinen Eiland im Atlantik gezeigt.

Ich dachte noch einmal weit zurück. Graham Stone hatte mich damals abgeholt, ein anderer Pilot brachte mich hin.

Schwebte auch er in Gefahr?

Davon mußte ich eigentlich ausgehen. Nun eilte die Zeit. Ich mußte erfahren, wie er hieß und wo er lebte, denn die dämonischen Vögel würden weitermorden…

***

Die Kneipe, Bar oder Pinte trug den schönen Namen »Cockpit«. Seit drei Jahren gab es sie, und sie hatte sich allmählich zu einem Treffpunkt für Flieger, Bodenpersonal und Mädchen entwickelt, die für Piloten schwärmten.

Besitzer der Bar war Piers Hancock. Sie lag außerhalb, und zwar am Rande eines kleinen Flughafens, der meist von Sportfliegern frequentiert wurde.

Das Gebäude besaß zwei Etagen. In der unteren befand sich die Bar, in den oberen Räumen wohnte Hancock mit seiner Freundin Lizzy Blackwell.

Seit drei Jahren waren die beiden zusammen. Sie hatten sich kennengelernt, als Lizzy, die von ihrem verstorbenen Onkel nicht nur ein Vermögen, sondern auch eine Sportmaschine geerbt hatte, den Flugschein machen wollte.

Nun, sie hatte es nach vier Monaten aufgegeben und war mit Hancock zusammengezogen. Er und sie hatten Geld in das Lokal gesteckt. Es gehörte ihnen zu gleichen Teilen.

Zu Beginn war das Geschäft nicht gut gelaufen, dann hatte es sich bei den Fliegern herumgesprochen, daß ein ehemaliger Kollege die Bar betrieb, und so waren sie gekommen und kamen auch noch jetzt, um hier ihre Drinks zu nehmen.

In der oberen Etage hatten Lizzy und Piers aus einem großen Zimmer drei kleinere gemacht, wo diejenigen übernachten konnten, die einen über den Durst getrunken hatten.

Das geschah zumeist am Wochenende.

Auch an diesem Freitag bereiteten sich die beiden auf das Weekend vor.

Hancock stand am Fenster, hielt die gefüllte Kaffeetasse in der Hand und schüttelte den Kopf, als er auf das Rollfeld schaute, wo mehrere Maschinen standen.

»Das wird heute nichts mit der Fliegerei. Der Dunst ist einfach zu dick.«

Lizzy saß am Tisch und aß Rührei. »Glaubst du nicht, daß er sich im Laufe des Tages verflüchtigt?«

»Reste werden immer bleiben.«

»Wenn du das sagst.« Lizzy traute ihrem Partner voll und ganz. Der hatte Ahnung nicht nur, was die Fliegerei betraf, auch über das Wetter wußte er Bescheid. So etwas fühlte er im großen Zeh.

»Und wie wird dann das Geschäft?«

»Keine Ahnung, Mädchen.« Piers setzte sich. Er schaute die rothaarige Lizzy an. Sie war noch nicht geschminkt, trug ihre Brille und war durch ihren Haarschopf nur eben mit allen zehn Fingern gefahren, so daß man von einer Frisur nicht reden konnte. Sie trug Jeans und einen langen Pullover.

»Starr mich doch nicht so an, ich bin noch nicht zurechtgemacht.«

»Egal.«

Sie lachte kratzig. »Anschließend schaust du dann wieder zu den anderen Weibern hin.«

»Das ist rein geschäftlich.« Er nahm noch einen Schluck Kaffee. »Ob ich noch mal losfahre und einkaufe?«

»Was brauchen wir denn?«

»Säfte.«

»Die kann ich mitbringen.«

Er war überrascht. »Du willst noch weg?«

Lizzy verzog das Gesicht, auf dem sich rund um die Nase zahlreiche Sommersprossen verteilt hatten. »Ja, ich will zum Friseur. Ich fühlte mich einfach unwohl. Mein Haar braucht eine Nachtönung. So kann ich nicht mehr herumlaufen.«

»Okay, dann kannst du auf einem Weg die Kästen mitbringen. Nimm am besten den Volvo.«

»Mache ich auch.« Lizzy aß die Reste des Rühreis, stand auf und verließ die spartanisch eingerichtete Küche, in der nur der Fernsehapparat auffiel.

Piers Hancock war ganz froh, nicht mitfahren zu müssen. So konnte er den Tag langsam angehen lassen.

In der Küche war es still. Lizzy befand sich wahrscheinlich im Bad und duschte. Hancock streckte seine Beine aus. Er war noch ein bißchen müde und kam zu dem Entschluß, daß er sich noch einmal hinlegen würde, wenn Lizzy gefahren war.

Dann schreckte ihn etwas auf. Aus dem linken Augenwinkel hatte er die Bewegung wahrgenommen. Sie war nicht innerhalb des Zimmers entstanden, draußen vor der Scheibe war etwas Großes, Dunkles vorbeigehuscht, sehr schnell gekommen und ebenso schnell wieder verschwunden.

Er stand auf.

War es ein Vogel? Kaum, denn so große Tiere verirrten sich nicht in diese Gegend, vor allen Dingen dann nicht, wenn sie durch landende und startende Flugzeuge gestört wurden.

Hancock trat ans Fenster, öffnete es und atmete die kühle Luft ein. Über dem Platz lag noch der Dunst. Er umspielte die dort abgestellten Maschinen.

Von dem Schatten war nichts zu sehen. Aber getäuscht hatte er sich nicht. Vielleicht hockte der Vogel auch auf dem Dach. Als er das Fenster wieder schloß, betrat Lizzy den Raum. »Hier ist es kalt«, beschwerte sie sich und zog den grünen Ledertrench über. Sie hatte sich umgezogen und wirkte elegant. Der Kostümrock saß eng und war an den Seiten leicht geschlitzt. Die pinkfarbene Bluse bildete einen Kontrast zum grauen Kostümstoff.

»Du siehst scharf aus«, sagte der Mann.

»Erzähl mir nichts.«

»Doch, wirklich.«

»Ich fahre jetzt. Es war also nur der Saft, nicht?«

»Ja.«

»Wann ich zurück bin, kann ich nicht sagen. Du weißt ja, was beim Friseur los ist.«

»Viel Spaß.«

Die Frau ging, und Hancock nahm noch eine halbe Tasse Kaffee. Er trank ihn schwarz und ohne Zucker. Eigentlich hatte er sich ausruhen wollen, aber die innere Unruhe ließ sich so einfach nicht abstellen.

Vielleicht lag es auch daran, daß er sich einfach zu viele Gedanken über den Schatten machte, deshalb ging er nach unten, ohne die Tasse geleert zu haben. Er betrat den kleinen Hof und schaute sich dort um.

Eine Mauer grenzte das Grundstück ein. Um es verlassen zu können, mußte man ein Tor öffnen. Es war nicht geschlossen, denn Lizzy hatte das Grundstück mit dem Volvo-Kombi verlassen.

Allmählich lichtete sich der Dunst. Nur noch feine Streifen durchschwebten die Luft. Wenn das so weiterging, konnte gegen Mittag doch geflogen werden.

Allerdings türmten sich im Westen schon gewaltige, dunkle Regenwolken, und der Himmel davor sah regenklar aus. Man konnte die Farbe auch als unnatürlich bezeichnen.

Er ging seine Runde im Hof, ohne etwas Verdächtiges feststellen zu können.

Aber getäuscht hatte er sich nicht, dessen war er sicher.

Die Bar betrat er durch den Hintereingang, dessen Tür sich direkt neben der halbrunden und mit dünner Aluminiumschicht beschlagenen Theke befand. Die Theke besaß die Form eines Cockpits.

Die Sitzmöbel hatte er aus einem alten Clipper herausnehmen lassen und im »Cockpit« aufgestellt. Noch war die Putzfrau da. Sie stammte aus Spanien, war schon älter und eine vertrauenswürdige Person. Freundlich grüßte sie.

»Ich bin gleich fertig, Senor.«

»Das eilt nicht.« Hancock ging hinter die Bar. Die im Regal aufgebauten Flaschen waren noch gut gefüllt, auch die Kühlschränke platzten bald, nur mit den Säften haperte es etwas.

»So, Señor, ich gehe dann. Bis morgen früh.«

»So long.«

Die Spanierin verschwand. Sie fuhr ein altes Auto, dessen Motor sich anhörte wie der eines Treckers.

Als das Geräusch verklungen war, fiel Piers Hancock die herrschende Stille auf. Es war eigentlich immer ruhig, wenn sich niemand in der Nähe aufhielt, doch an diesem Morgen kam sie ihm unnatürlich vor.

Er schaute auf die Barfenster. Sie waren denen eines Flugzeuges nachgebildet worden, nur eben wesentlich höher. Er konnte, wie er immer sagte, auf das Vorfeld schauen, wo die Parktaschen aufgepinselt waren. Hancock zog eine Lade hinter der Bar auf und holte eine Blechschachtel mit Zigarillos hervor. Eine dieser dünnen Stangen zündete er an und qualmte los.

Dazu trank er einen Schluck Mineralwasser. Er öffnete das Lokal stets am Nachmittag, meist gegen siebzehn Uhr, denn jeden Tag wurde bis in die Nacht hinein gehext.

Piloten und Flieger konnten feiern, und die Mädchen, die sie mitbrachten, ebenfalls. Besonders am Wochenende war der Bär los. Die Leute kündigten sich zumeist nicht an, sie stürmten einfach in das Lokal wie eine Horde.

So würde es sicherlich auch am heutigen Nachmittag werden, aber

das belebte das Geschäft. Auf dem Boden entdeckte er einen Zettel. Es war eine Rechnung. Sie mußte vorhin, als er die Blechschachtel genommen hatte, aus der Schublade gefallen sein.

Der Mann hob das Papier auf, legte es weg, schaute über den Tresen, sein Blick traf eines der Fenster, als er das Gefühl hatte, von einem Hammerschlag getroffen zu werden.

Vor der Scheibe saß ein gewaltiger Vogel. Ein Geier, auf dessen Hals ein menschlicher Kopf wuchs…

***

Ich hatte eine Spur!

Und die führte, verdammt noch mal, ausgerechnet in die Vergangenheit und zu mir hin.

Was es nicht alles gab?

Immer wieder konnte ich darüber nur den Kopf schütteln. Nie mehr hatte ich an diese Vögel gedacht, nun wurde es Zeit, daß ich aufräumte. Zwei Piloten waren damals mit von der Partie gewesen. Einer lebte nicht mehr. Ich musste den Namen des zweiten herausfinden und hatte mich mit der Verwaltung der Army in Verbindung gesetzt.

Nach einem Telefonat zeigte sich ein Captain bereit, mich zu empfangen.

Mein Sonderausweis beeindruckte ihn nicht, er behandelte mich ziemlich von oben herab, und als ich ihm meinen Wunsch vortrug, verzog er das Gesicht.

»So etwas wollen Sie wissen?«

»Sonst wäre ich nicht hier.«

»Unmöglich.«

»Ich habe immer angenommen, dieses Wort würde bei der Armee nicht existieren.«

»Sie machen mir Spaß.«

»Captain, ich kenne Ihren Laden. Forschen Sie nach, es ist ungemein wichtig. Es muß einfach Unterlagen über den damaligen Einsatz geben. Nichts geht ohne schriftliche Befehle oder Genehmigungen bei Ihnen, und jeder Vorgang wird auch abgeheftet.«

»Ob der noch da ist?«

»Bestimmt.«

Der Knabe stellte fest, daß er mich nicht so leicht abwimmeln konnte und verließ den Raum. Die Tür schloß er nicht hinter sich. Er gab an seine Vorzimmerperle den Auftrag weiter.

Das war typisch.

Ich hatte mich in einen Besuchersessel gesetzt und mir eine Zigarette angezündet.

»Es wird einen Moment dauern«, sagte der Captain, als er wieder

zurückkehrte.

»Das habe ich mir gedacht.«

Der Captain setzte sich hinter seinen Schreibtisch, auf dem einige Papiere lagen, die er zusammenpackte. »Lassen Sie sich durch mich nicht stören«, erklärte ich. »Arbeiten Sie ruhig weiter.«

»Nein.«

»Ihre Sache.«

Er hatte Fragen. »Wieso interessieren Sie sich eigentlich für Dinge, die schon so lange zurückliegen?«

Ich sah dem Kerl wichtigtuerisch in die Augen und fragte: »Können Sie schweigen?«

»Natürlich.«

»Ich auch.«

Nach dieser Antwort spielte er den Beleidigten und sprach kein Wort mehr mit mir.

Zum Glück besaß er eine Sekretärin, die sehr schnell arbeiten konnte.

Sie kam zurück und schwenkte einen Hefter. Zur weißen Bluse trug sie einen hellgrauen Rock.

»Sir, die Unterlagen.«

»Ja, geben Sie her!« Er schnappte danach, als hätte er Angst davor, daß ich sie ihm wegnehmen und verbrennen würde.

»Darf ich sie auch einsehen?« fragte ich nach einer Weile, als mir der Geduldsfaden riß.

»Was wollen Sie denn wissen?«

»Zumindest den Namen des Piloten.«

»Piers Hancock.«

»Wunderbar. Und jetzt sagen Sie mir noch, wo ich ihn finden kann, und Sie sind mich los.«

»Er ist nicht mehr bei uns.«

»Ach. Und seine Adresse?«

»Soviel ich weiß, ist er aus dem Geschäft. Moment.« Er blätterte weiter.

»Hier steht noch, daß er ein Lokal eröffnet hat.«

»Name?«

»›Cockpit‹.«

Ich nickte. »Wie originell. Ist das Lokal in London?«

»Das weiß ich nicht.«

Ich stand auf. »Haben Sie vielen Dank, Captain. Sie konnten mir tatsächlich helfen.«

Dann ging ich, eilte aus dem Bau an mein Autotelefon und stellte eine Verbindung zum Büro her, wo Suko, den ich unterrichtet hatte, schon wartete.

»Hast du eine Spur, John?«

»Sogar zwei. Einen Namen und ein Lokal.« Ich gab meinem Partner

beides durch.

»Bleib dran.«

Suko war flott. Es dauerte nicht lange, da wußte ich, wo ich das Lokal »Cockpit« finden konnte.

»Willst du sofort hin?« fragte mich mein Freund.

»Ja.«

»Dann komme ich mit.«

»Mach das. Nur werde ich vor dir dort sein.«

»Das ist möglich. Noch etwas, John.«

»Ja?«

»Laß mir noch was übrig von diesen alten Geiern.«

»Ich werde mich bemühen.«

Zehn Sekunden später war ich bereits unterwegs…

***

Ein Geier mit Menschenkopf!

Wer hatte sich denn diesen Scherz erlaubt? So dachte der Wirt, aber das verdammte Tier, das es sich draußen auf der breiten Fensterbank bequem gemacht hatte, war nicht ausgestopft, es lebte.

Piers Hancock sah, wie es den Kopf nickend bewegte, als wollte es ihm einen Gruß erbieten. Und das war ein menschlicher Schädel, ohne Haare mit großen Ohren, einer ziemlich dunklen Haut und gefährlich blickenden Augen.

Durch die Nase holte der Wirt Luft. Er dachte auch an den Schatten, den er am Küchenfenster hatte vorbeisegeln sehen. Das mußte einfach dieser Geier gewesen sein.

Und jetzt hockte er vor ihm, nur getrennt durch eine normale Scheibe, die für einen Vogel wie ihn wohl kein Hindernis darstellen dürfte. Der ehemalige Pilot gehörte nicht zu den ängstlichen Menschen. Wer so einen Job ausgeführt hatte, der mußte starke Nerven besitzen. In diesem Fall jedoch kroch eine Gänsehaut über seinen Rücken und erreichte sogar den letzten Wirbel.

Woher kam er? Weshalb war er gekommen? Und was wollte dieses ungewöhnliche Monstertier von ihm?

Der Geier beobachtete ihn aus seinen menschlichen Augen, die trotzdem einen scharfen Blick besaßen. Früher einmal hatte Piers eine Waffe besessen, heute nicht mehr, er mußte mit dem auskommen, was in seiner Reichweite lag.

Ein Eispickel!

Den schnappte er sich. Es gab Menschen, die hatten andere schon mit einem Eispickel getötet. Weshalb sollte man mit diesem Instrument nicht auch Vögel töten können. Wenn es Eis zerhackte, würde es auch den Körper dieses Geiers schaffen.

Plötzlich bewegte sich der Vogel und rammte mit dem Kopf die

Scheibe ein.

Dann kam der Geier.

Piers Hancock war viel zu überrascht, um etwas tun zu können. Er sah den gewaltigen Vogel, starrte auch in das Gesicht, das sich noch mehr verzerrte, als der Menschenvogel über einen Sitz hinweghüpfte und vor ihm zu Boden sprang.

Dann griff er an.

Er breitete die Flügel aus, fegte noch einen Tisch zur Seite und kam auf den Wirt zu.

Der wuchtete sich zurück. Hancock fiel über den Tresen und hatte Glück, daß er auf der anderen Seite sofort zu Boden kippte. Für einen Moment wurde er zwischen Theke und Regal festgeklemmt, er mußte zunächst seine rechte Schulter bewegen, um wieder freizukommen, aber den Eispickel hielt er noch fest.

Der Geier hockte auf der Bartheke. Den Schädel hielt er gesenkt, als er nach unten stierte.

Dagegen schlug Hancock.

Seine Hand mit dem Eispickel jagte in die Höhe. Das scharfe Ding traf tatsächlich das Gesicht des Geiers, hackte sich in der Wange fest und riß einen Hautfetzen hervor.

Fast menschlich schrie das Monstrum auf, als es seinen Schädel zur Seite drehte, Flüssigkeit aus der Wunde tropfte, kleine Lachen auf der Theke bildete, und der mutierte Geier seinen Körper nach hinten warf, so daß ihn der zweite Schlag des Wirts verfehlte.

Piers lachte auf. Es war ein ängstliches, schrilles und gleichzeitig erleichtertes Lachen, denn die erste Hürde hatte er bravourös genommen. Er würde es diesem verdammten Geier mit dem Menschenkopf schon zeigen. Zerhacken wollte er ihn, einfach zerhacken.

Noch stand er nicht richtig auf den Füßen, deshalb schnellte Piers hoch, wollte um die Theke herum, als es passierte und die Eingangstür mit einem donnernden Krach aufflog.

Es war nicht der erste Vogel, der sie aufgestoßen hatte, dafür wuchtete sich, zusammen mit den Trümmern, ein zweites Tier in den Raum.

Ebenfalls ein Geier mit Menschenkopf.

Piers Hancock stand auf dem Fleck. Sein rundes Gesicht mit den aufgeblähten Wangen erstarrte zu einer Maske. Der rechte Arm mit dem Eispickel in der Hand stand in der Luft, als würde er an einem Faden hängen.

Der erste Geier war zurückgetaumelt. Er wankte und hüpfte zur gleichen Zeit. Es sah irgendwie lustig aus, aber Piers konnte in diesem Moment alles, nur nicht lachen.

Dafür bekam er Angst.

Er wich zurück. In der Gaststätte war er der Unterlegene, das wußte er.

Also raus aus diesem Gefängnis. Wieder durch die Hintertür, wo auf dem Hof der alte Spitfire, sein Zweitwagen, stand. Zum Glück trug er den Schlüssel in der Tasche.

Bevor die beiden Geier ihn attackieren konnten, war er um die Theke herumgehuscht und hatte die schmale Tür aufgestoßen. Er rammte sie hinter sich zu und hetzte durch den schmalen Gang auf die Hintertür zu, die zum Hof führte.

Da hatte er freie Bahn.

Bis er den dritten Geier sah.

Wie ein Denkmal hockte er vor der auffliegenden Tür und starrte den Eindringling gnadenlos an. Da kam Piers nicht vorbei. Deshalb zog er sich zurück, hämmerte die Tür wieder zu und rannte der Treppe entgegen, die nach oben führte.

Erst jetzt kam ihm der Gedanke, die Polizei zu rufen. Wenn jemand helfen könnte, dann sie.

Er hetzte die Stufen hoch. Dabei peitschte ihn die nackte Angst voran.

Dick stand der Schweiß auf der Stirn. Sein Herz schlug rasendschnell.

So etwas wie hier hatte er noch nie erlebt. Das war der kalte Wahnsinn.

Die erste Etage kam ihm unnatürlich ruhig vor. Aus dem unteren Geschoß vernahm er ein dumpfes Klopfen und hörte auch gellende Schreie, die sehr hoch klangen, als würden die mutierten Geier vor Wut bersten.

Zwei Telefone gab es oben. Das eine stand im Wohnraum, das andere im Schlafzimmer.

Diese Tür lag näher. Er stieß sie auf, torkelte in den Raum und warf sich aufs Bett. Bei der nächsten Drehung gelang es ihm, den Hörer zu schnappen.

Mit zitternden Händen drückte er die Nummern des Notrufs in die Tastatur.

Er kam bis zur dritten Zahl, als ein Schatten über ihn fiel. Der Mann dachte an das Fenster, und schon zersplitterte die nächste Scheibe. Ein Scherbenregen segelte in den Raum. Teilweise ergoß er sich auch über den Körper des auf dem Bett sitzenden Wirts. Der warf sich zurück und riß das Telefon vom Tisch.

Der Geier aber kam.

Wuchtig, gewaltig und unheimlich. Ein riesiger Todesschatten mit einem menschlichen Gesicht dazwischen, in dessen Augen die blanke Mordlust lag.

Zwar konnte sich Piers Hancock noch mit einem gewaltigen Sprung bis an die untere Bettkante retten, aber er kam nicht mehr dazu, sich

über den Rand zu rollen.

Der Vogel packte ihn.

Hart schlug er seine Krallen in die Kleidung des Wirts. Diese Krallen waren wie Zangen. Was sie einmal gepackt hielten, ließen sie nicht mehr los.

Auch einen Menschen nicht.

Das wurde dem Wirt plötzlich klar, als ihn der Vogel in die Höhe riß. Er hatte kaum die Bettdecke verlassen, als der Geier ihn drehte, und Hancock diese Drehung mitmachte.

Einen Moment später riß das Tier ihn hoch.

Piers konnte sich nicht mehr fangen. Er wurde auf die Wand zugeschleudert, klatschte dagegen, prallte auch noch mit der Stirn davor und spürte kaum, daß er auf dem Boden aufschlug.

Dort blieb er liegen…

Schmerzen rasten durch seinen Schädel. Er hatte sich auch eine Platzwunde geholt, aus der ein Blutfaden sickerte und sich auch auf der Stirn verteilte.

Mühsam drehte er sich zur Seite, weil er weitermachen wollte. Das aber ließen die Vögel nicht zu.

Sie waren plötzlich zu dritt, er hatte noch etwas krachen gehört, aber nichts gesehen, nur diese verdammten, dunklen Körper und die verfluchten Schatten.

Krallen schlugen gegen ihn.

Sie waren hart und spitz. Seine Kleidung wurde zerfetzt. Er hatte den Mund aufgerissen, schrie verzweifelt, bis auch eine Kralle den Weg in seine Mundhöhle fand und die Spitze die Zunge aufriß. Da schloß er den Mund, würgte, wurde hochgerissen und weggetragen.

Ein Vogel reichte aus, um ihn aus dem zerstörten Fenster zu schleppen.

Als er ich draußen befand, spürte er noch den kühlen Luftzug, der sein Bewußtsein wieder hochpeitschte.

Er riß die Augen auf.

Einer der Vögel flatterte dicht neben ihm. Den Kopf hielt der Geier Vorgestreckt, den Mund weit offen. Zum erstenmal sah der Mann die zahlreichen spitzen Zähne, die ihn an die Beißer der gefährlichen Piranha-Fische erinnerten.

Der ihn haltende Geier zog ihn in die Höhe, als wollte er mit ihm in den Wolken verschwinden.

Über dem Flughafen, noch im Dunst des Nebels, verrichteten die Geier ihr grausames Werk.

Und niemand hörte das Schreien des Mannes.

Aber irgendwann würde es Knochen regnen…

***

An Knochen, Gebeine und skelettierte Schädel dachte auch ich, als ich mich auf dem Weg zu meinem Ziel befand. Noch immer war ich nicht darüber hinweggekommen, daß mich eine so alte Rache eingeholt hatte.

Ich hatte viel über den Fall nachgedacht und versucht, ihn mir noch einmal vor Augen zu führen.

Den Vogelgott oder die Statue hatte ich vernichten oder zumindest anschießen können, aber die verdammten Geier mit den Menschenköpfen waren sogar noch nach dem Start neben uns hergeflogen, wenn mich nicht alles täuschte.

Ja, das stimmte.

Jetzt erst rächten sie sich, nachdem eine so lange Zeitspanne vergangen war. Sie kamen urplötzlich aus der Luft, man sah sie kaum, sie griffen überraschend an, und wenn sie es geschafft hatten, wurden aus diesen Angriffen zumeist tödliche Attacken.

Wenn ich fuhr, konzentrierte ich mich ständig auf den Verkehr, das war einfach unerläßlich, auch jetzt tat ich es, aber ich schaute öfter als gewöhnlich in die Höhe, um nach diesen verdammten Geiern aus der Vergangenheit Ausschau zu halten.

Sie zeigten sich noch nicht.

Das Gelände, auf dem der kleine Flughafen lag, befand sich am Stadtrand von London.

Der Himmel war grau und aus Richtung Westen drängten schon weitere Wolkengebirge näher. Und die sahen dunkler aus. Kein Flugwetter also.

Ich ging davon aus, daß das Flugfeld unbenutzt bleiben würde.

Der Weg zog sich doch. Ich brauchte länger, als ich angenommen hatte, aber nachdem ich einen kleinen, stillgelegten Bahnhof passiert hatte und am rechts von mir liegenden Bahndamm entlangfuhr, sah ich auf der gegenüberliegenden Seite schon das flache Land, auf dem neben dem Tower nur sehr wenige Häuser standen.

Das war schon der Flughafen. Irgendwann würde es auch rechts abgehen. An einem Schild mußte ich mich orientieren und sah gleichzeitig unter ihm die Reklametafel für ein Lokal mit dem Namen »Cockpit«.

Die Richtung war die gleiche.

Ich trat das Gaspedal weiter durch. Nur jetzt keinen Aufenthalt riskieren.

Noch immer sah ich keine Geier. Leider hingen die Wolken ziemlich tief, sie boten für die Monstervögel ideale Verstecke. Dann teilte sich die geteerte schmale Straße. Links ging es zum Flughafen, rechts führte die Strecke zur Kneipe.

Ich bog rechts ab.

Natürlich sah ich auch das Rollfeld. Ein Zaun aus Maschendraht

friedete es ein. Dort standen einige Maschinen. Manche der Zwei- oder Einmotorigen wurden von einer grauen Plane verdeckt, die sie gegen die Unbillen des Wetters schützten.

Ich konnte auf einen Parkplatz rollen, der leer war wie ein Fußballstadion zwei Stunden nach dem Match.

Bevor ich ausstieg, glitt mein routinemäßiger Blick wieder in das Grau des Himmels hoch, wo ich noch immer nichts entdecken konnte. Die Wolkendecke blieb geschlossen.

Kein Geier…

War ich rechtzeitig gekommen?

Ich verließ den Rover. Die Beretta hatte ich in die rechte Tasche des Burberrys gesteckt. Der Wind fuhr gegen meinen Mantel und drückte den Stoff an den Körper.

Zwei Schritte später, als ich das Haus direkt anschaute, sah ich die Bescherung.

Jemand hatte nicht nur die Eingangstür zerstört, sondern auch das rechts daneben liegende Fenster, in dessen Rahmen hur mehr ein paar Splitter klemmten und wie die breiten Spitzen irgendwelcher Messer gefährlich hervorstachen.

Sie waren also dagewesen. Wer sonst hätte die Tür und das Fenster zerstören sollen? Daß der Wirt dafür die Verantwortung trug, konnte ich mir nicht vorstellen.

Automatisch richtete ich meinen Blick gegen den Himmel. Grau und wolkenverhangen, so zeigte er sich mir. Zwar bewegten sich die Wolken, aber in ihnen entdeckte ich keine Bewegung. Wenn die dämonischen Vögel lauerten, hielten sie sich verdammt gut versteckt.

Ich trat auf die Tür zu. Sie hing schief in den Angeln. Der Wind fuhr in den Raum. Er spielte dort mit umherliegenden Gegenständen. Ich hörte das typische Geräusch, das entstand, als eine Flasche von einer Seite auf die andere rollte und schließlich stillag. Auf der Schwelle blieb ich stehen. Die Hand nahe der Beretta, aber ich sah nur das Chaos.

Hier schienen die Vandalen gewütet zu haben. Einige Tische waren umgefallen.

Sie lagen ebenso am Boden wie die Stühle. Auch hinter der Theke sah es nicht besser aus. Zerbrochene Flaschen, Splitter und ausgelaufener Alkohol. Aber kein Blut.

Ich blickte mich sehr genau um, fand diese Spuren nicht, aber ich sah einige Federn, die auf dem Boden klebten. Sie waren sehr lang.

Sicherlich gehörten sie den dämonischen Geiern.

Entweder hatten sich diese Vögel den Mann geholt, oder ihm war die Flucht gelungen. So gut die letzte Möglichkeit auch sein mochte, ich wollte nicht so recht daran glauben.

Die Gaststätte war tatsächlich wie das Cockpit eines Flugzeugs

eingerichtet. Da paßten die Sessel, die Tische, alles war so funktionell, nur den Besitzer sah ich nicht.

Auch nicht auf dem Hof, den ich erreichte, als ich durch einen schmalen Gang ging.

Aber ich hatte Spuren gesehen. Federn, Abdrücke und auch Blut. Diese Tropfen nahe der Treppe.

In einem fremden Haus fühlt man sich irgendwie Unwohl. Mir erging es ebenso. Ich freute mich nicht gerade über diesen Auftrag, denn bisher hatte ich keinen der Vögel entdecken können.

Wo steckten sie?

Oben schaute ich nach. Eine zerbrochene Scheibe entdeckte ich im Schlafzimmer. Dort mußte jemand gekämpft haben, was die Spuren auf dem Bett anging.

Der Schlafraum führte ebenfalls zum Hof hinaus. Dahinter lag das Gelände des Flughafens. Der Maschendrahtzaun bewegte sich dort, wo er nicht so straff gespannt war, im Wind.

Die Maschinen standen still. Es war auch kein Pilot da, der hätte starten wollen.

Als ich das Zimmer wieder verließ, über die Treppe nach unten ging und das Lokal betrat, hörte ich das Geräusch eines anfahrenden Wagens.

Jemand kam.

Ein Kunde?

Ich stellte mich neben das zerstörte Fenster und schaute auf einen Volvo-Kombi, der sich dem Haus näherte. Wer ihn lenkte, war wegen der getönten Scheiben nicht zu erkennen.

Das Auto fuhr vor dem Haus vor. Ich zog mich noch weiter zurück und war gespannt, wer da kam.

Die typischen Laute erreichten meine Ohren. Jemand stieg aus, die Wagentür wurde wieder zugeworfen - Schritte.

Sie näherten sich auf direktem Weg dem Eingang. Erst normal, dann zögernder, plötzlich stoppten sie.

Der Schrittfolge nach zu urteilen, mußte ich es mit einer Frau zu tun haben.

Schon hörte ich ihre Stimme. »Was ist denn hier geschehen?«

Ich verhielt mich still.

»Mein Gott, das ist grauenhaft. Piers!« Jetzt klang die Stimme schriller, als nach dem Mann gerufen wurde. »Piers, mein Gott, so gib doch Antwort!«

Sie wartete, rief noch einmal, dann kam sie mit zögernden Schritten auf die Eingangstür zu. Ihr Schatten zeichnete sich bereits ab. Sie trat über die Schwelle, schaute nach vorn und nicht zur Seite, so daß sie mich nicht sehen konnte. Zudem stand ich im Schatten, aber ich konnte sie beobachten.

Die Frau war über 30. Ihre wilde Haarpracht war zu einer Mähne gewachsen. Sie trug einen dunkelgrünen Mantel aus Nappaleder, der verdammt nicht billig war.

Erschrecken und Angst zeichneten ihre Züge, und das Blut wich allmählich aus dem Gesicht. Vorsichtig trat sie näher. Die Lippen zuckten. Sie blieb wieder stehen und fuhr mit beiden Armen durch das Haar, während sie abermals den Namen Piers flüsterte.

Ich machte mich bemerkbar. Sehr vorsichtig sprach ich sie an, damit sie keinen unnötigen Schock bekam. »Madam, bitte, erschrecken Sie nicht. Ich bin hier.«

Sie schrie trotzdem. Kurz und schrill, die Arme sanken nach unten, sie trat einen Schritt zurück und sah mich jetzt, als ich meine Deckung verlassen hatte.

Ich nickte ihr zu.

»Wer… wer sind Sie? Was haben Sie mit Piers gemacht, verflucht?«

»Mein Name ist Sinclair. Ich bin Polizist.«

Sie brauchte einige Sekunden, um die Nachricht zu fassen. »Polizist?« echote sie.

»Scotland Yard.« Ich zeigte ihr meinen Ausweis.

Zwar schaute die Frau ihn sich an, ich war jedoch davon überzeugt, daß sie ihn nicht einmal las. Dafür blickte sie mir ins Gesicht. »Was haben Sie mit Piers gemacht?«

»Nichts, Madam.«

»Und das Chaos hier?«

»Tut mir leid. Ich weiß es nicht.«

Ihre Schultern sanken nach unten. Sie schluckte und überlegte. Hinter ihrer Stirn jagten sich die Gedanken. Auch preßte sie die Lippen zusammen, öffnete sie wieder und fragte: »Ein Überfall, wie?«

»Es sieht so aus.«

»Und wer?«

»Das kann ich Ihnen leider nicht sagen, Madam. Ich kam zu spät.«

Sie setzte sich in Bewegung, ging auf einen Sitzplatz zu und ließ sich auf den Sessel fallen. Ihr Blick war ins Leere gerichtet. Die Bewegungen, mit denen sie eine Zigarettenschachtel hervorholte und sich ein Stäbchen zwischen die Lippen steckte, glichen denen eines Roboters. Von mir bekam sie Feuer. Als ich dicht an sie herangetreten war, sah ich, daß ihre Wimpern grün getuscht waren.

»Danke.«

Ich ließ sie rauchen. Die Gedanken las ich von ihrem Gesicht ab. Es mußten schwere sein, ängstliche, aber auch Ungewißheit.

»Wie heißen Sie?« fragte ich.

»Lizzy.«

»Und Sie leben mit Piers Hancock zusammen?«

»Ja. Wir sind Partner. Uns gehört jeweils die Hälfte des Lokals. Wir

haben es gemeinsam aufgebaut nach seinem Austritt aus der Army.«

Sie rauchte und starrte ins Leere. »Das müssen verdammte Killer gewesen sein«, flüsterte sie.

»Wie kommen Sie darauf?«

»Man liest soviel.«

»Sind Sie denn von irgendwelchen Schutzgangs behelligt worden?« erkundigte ich mich.

»Nein, das nicht.«

»Vielleicht sind doch andere Dinge passiert.«

»Ein Überfall war es immer.«

»Da stimme ich Ihnen auch zu, Lizzy. Allerdings weiß ich nicht, wer Ihren Partner überfallen haben könnte?«

»Das weiß ich auch nicht.« Sie schüttelte den Kopf.

»Hatte er außergewöhnliche Feinde?«

»Wie meinen Sie das, Sir?«

Ich hatte auf einem Tisch Platz genommen. »Jeder Mensch hat Neider oder Feinde. Da wird Ihr Partner sicherlieh keine Ausnahme gemacht haben.«

»An welche Feinde dachten Sie?«

»Haben Sie schon von Dämonen oder…«

Sie lachte mich aus. »Hören Sie doch auf mit dem Quatsch! Wir haben keine Märchenstunde. Vielleicht liegt er irgendwo im Haus, und Sie…«

Ich schnitt ihr das Wort ab. »Ich habe bereits in der oberen Etage nachgeschaut und ihn nicht gesehen.«

»Waren Sie auch im Keller?«

»Nein.«

»Dann sollten wir gemeinsam nachschauen. Oder hat man ihn vielleicht weggeschafft?«

»Ein roter Wagen steht im Hof.«

Sie nickte. »Das ist seiner.« Lizza stand auf. »Lassen Sie uns im Keller nachschauen.«

Ich war einverstanden, wollte Lizzy den Vortritt lassen, als wir beide stillstanden.

Von draußen her drang ein Geräusch an unsere Ohren. Es war ein mächtiges Rauschen, als würde Wind durch die Kronen dicht belauber Bäume fahren.

Aber das war es wohl nicht.

Lizza schaute mich aus großen Augen an. »Kommt da jemand?« fragte sie flüsternd.

»Weiß ich nicht.«

»Lassen Sie uns…« Sie wollte zur Tür laufen. Ich streckte meinen Arm aus und hielt sie fest.

»Nur nichts überstürzen«, sagte ich. »Bleiben Sie hier im Haus, ich

schaue nach.«

»Bitte.«

Ich ging zur Tür, war sehr vorsichtig und sah plötzlich etwas zu Boden fallen. Es schien aus den Wolken gekommen zu sein.

Es war ein Knochen!

Und nicht nur einer, denn einen Herzschlag später prallte ein blanker Schädel dicht vor meine Schuhspitzen.

Lizzy war mir trotz allem gefolgt. Sie stand hinter mir, berührte mich, als wollte sie sich bei mir abstützen und schaute ebenfalls auf die vom Himmel regnenden Knochen.

»Bleiben Sie hier!« Ich schrie Lizzy an, sprang über die Türschwelle vor das Haus, zog auch die Waffe und legte den Kopf in den Nacken.

Dabei kam ich mir vor wie ein Mensch, den man in den Knochenregen gestellt hatte…

***

Zum erstenmal auch sah ich den Vogel. Er schwebte über mir, ein Schatten mit breiten Schwingen, vielleicht noch größer, als ich ihn in der Erinnerung hatte, und die Knochen fielen dem Boden entgegen.

Gebeine eines Menschen!

Mein Arm schnellte hoch, ich zielte gegen diesen verfluchten Geier und feuerte mehrere Male hintereinander.

Treffer!

Es tat mir gut zu sehen, wie die Kugeln in den Körper der Bestie einschlugen. Federn wehten weg, der Dämonenvogel selbst kam aus der Flugrichtung und geriet ins Taumeln.

Er fiel zu Boden.

Die Frau, und ich verfolgten seinen Fall. Gegen die Ecke des Flachdachs prallte er noch, bekam dort einen Stoß ab und landete praktisch zwischen Lizzy und mir.

Sie wollte näher herangehen. Mein Ruf aber hielt sie zurück. Lizzy blieb stehen und konnte sich nicht entscheiden, ob sie die Knochen oder den dämonischen Geier anschauen sollte.

Mich interessierte der Vogel, und mich durchtosten ungewöhnliche Gefühle, als ich auf ihn zuschritt, denn ich wurde wieder an die Vergangenheit erinnert.

Damals hatte ich die Vögel gesehen, auch auf sie geschossen, aber nicht getroffen.

Und jetzt?

Das Gefieder zeigte eine schwarzbraune Farbe. An der Halskrause schimmerten und zitterten weiße Federn, durch die der Wind fuhr. Den Kopf sah ich nicht. Der schwarze Körper des dämonischen Geiers mußte auf ihm liegen.

Ich schob meinen Fuß vor, drückte ihn unter den Körper, um den

Geier herumzuhebeln.
Das war nicht möglich wegen der Schwere des Vogels. Deshalb nahm ich beide Hände zu Hilfe und wuchtete den Körper herum. Auch der dünnere Hals und der Kopf machten die Bewegungen mit, so daß ich in das Gesicht starren konnte.
In ein menschliches Gesicht! Auf der rechten Wange sah ich eine Wunde, die meine Silberkugel gerissen hatte.
Der Dämonengeier lebte nicht mehr.
Er war doch nicht so stark, als daß er dem geweihten Silber hätte Widerstand entgegensetzen können. Aber mir brachte die Vernichtung des Vogels nicht viel. Ich wußte noch immer nichts über das Motiv. Mir war nur klar, daß sich die Geier-Zombies die schwächsten Punkte in der Kette ausgesucht hatten und jetzt ich möglicherweise an der Reihe war.
Automatisch lud ich meine Waffe nach und drehte mich um, als ich hinter mir Schritte hörte.
Lizzy kam. Sie hatte die Arme vorgestreckt, die Hände dicht zusammengelegt, und auf den Handflächen lag ein blanker Totenschädel. Man hatte jeden Hautfetzen von ihm gelöst und den Schädel fast blankgeleckt.
»War er das?« fragte Lizzy, Ihre Stimme zitterte ebenso wie die Hände, die den Schädel hielten.
Ich nickte.
»Also mein Piers.«
»Ja.«
Sie drängte die Hände auseinander, der Schädel fiel zu Boden, Lizzy selbst schwankte und wäre sicherlich gefallen, hätte ich sie nicht rasch genug abgestützt.
Ich hielt sie fest. Noch immer hatte sie sich nicht beruhigt. Weinend preßte sie sich an mich.
Ich war erschüttert. Da stand ich nun zwischen den aus den Wolken gefallenen Knochen und dem toten Dämonenvogel, der einen Teil seiner Rache hatte erfüllen können.
Zusammen mit der Frau ging ich zurück in das Lokal und drückte sie in einen Sessel. Aus dem Regal hinter der Bar holte ich eine Flasche mit Whisky.
Ich goß Lizzy einen ein. Sie trank, ohne es richtig zu merken.
Während sie das Glas leerte, hörte ich ein anderes Geräusch. Ein Motorrad fuhr auf das Haus zu. In der Tür stehend erwartete ich den Fahrer, der auf einer Harley Davidson saß.
Es war Suko.
Er bremste scharf, schwang sich aus dem Sattel, bockte die Maschine auf und schob das Sichtvisier hoch. Er sah meinem Gesicht an, daß etwas passiert war und entdeckte auch sehr bald die Knochen.

»Verdammt!«
»Ja, ich kam zu spät.«
»Der Wirt?«
»Richtig. Ein ehemaliger Pilot der Army. Er hat mich damals zur Insel geflogen.«
Suko schluckte. Er ballte seine Hände. Mit dem Handrücken fuhr er über seinen Mund und schielte gegen den grauen Himmel.
»Da irgendwo müssen Sie sich verborgen halten«, sagte ich.
»Um dich zu beobachten?«
»Bestimmt.« Ich deutete auf den Eingang. »Komm, laß uns hineingehen.«
Wir fanden Lizzy auf dem Stuhl sitzend. Sie hatte den Kopf nach vorn gebeugt und das Gesicht in beiden Händen vergraben. Sehr deutlich hörten wir ihr leises Weinen.
»Sie war mit Piers Hancock zusammen«, klärte ich meinen Freund auf.
»Den beiden gehörte das Lokal.«
Suko setzte sich ebenfalls. »Und jetzt, John?«
»Ist guter Rat gar nicht mal teuer«, erwiderte ich mit spröder Stimme.
»Es gibt für unsere Gegner nur noch ein Ziel. Meine Vernichtung. Sie werden bei mir allerdings schlauer vorgehen, denn sie wissen, daß ich mich wehren kann.«
»Das meine ich auch.« Er holte tief Luft. »Wie siehst du die Sache jetzt konkret, John?«
»Ich bleibe ein Lockvogel.«
»Und wo?«
»Keine Ahnung.«
»Wenn die es für nötig halten, kommen sie auch in deine Wohnung. Die schlagen dir die Scheibe entzwei.«
»Das weiß ich auch.«
»Dann können wir ja zurückfahren.«
»Nachdem wir uns um Lizzy gekümmert haben.«
»Meinst du, daß sie etwas weiß?«
»Das glaube ich nicht. Ich kann mir auch nicht vorstellen, daß sie hier bleiben will.« Ich tippte die Frau an, die mit einer schildkrötenhaft langsamen Bewegung den Kopf hob, erst an mir vorbeischaute, Suko sah, ihn kaum zur Kenntnis nahm und mich ansprach. »Weshalb mußte Piers sterben?«
»Das liegt in der Vergangenheit begründet.«
»Er hat niemandem etwas getan.«
»Ich glaube es Ihnen sogar. Aber darauf nehmen Dämonen nun mal keine Rücksicht.«
Ihr Lachen klang unecht. »Dämonen. Um Himmels willen. Was Sie nicht alles sagen.«

»Es stimmt aber. Das sind Dämonen, gegen die wir leider zu kämpfen haben.«

»Ich werde weggehen.«

»Das hatte ich mir auch gedacht. Wissen Sie schon, wohin Sie gehen wollen?«

»Zu meiner Schwester. Sie wohnt ebenfalls in London. Nicht einmal weit von hier.«

»Dann bringe ich Sie hin. In Ihrem Zustand können Sie nicht allein fahren.«

»Ja, danke.« Lizzy stand auf. »Ich gehe nur noch hoch und packe einige Sachen.« Sie bewegte sich müde wie eine alte Frau.

Suko nickte mir zu. »Das ist verdammt hart für sie.«

»Da kannst du recht haben.«

»Und was tun wir?« fragte Suko.

»Wir fahren zum Yard.«

»Dort wartest du auf die Geier?«

»Soll ich sie mit einem Hubschrauber jagen?«

Mein Freund grinste. »Wäre gar nicht so schlecht, wenn man sie sehen würde. Vom Hubschrauber her abschießen. Das könnte eine Chance sein. Jedenfalls eine bessere, als sich den Tierchen am Boden zu stellen, wo andere in Gefahr geraten könnten.«

»Möglich.«

Suko kam auf mich zu. »Du gefällst mir nicht, John. Du bist so anders, so deprimiert.«

»Ja?«

»Sicher.«

»Möglicherweise hast du recht. Dieser Fall geht mir unter die Haut. Es liegt wahrscheinlich daran, daß er seinen Ursprung in der Vergangenheit hat und unmittelbar mit mir zusammenhängt. Es ist nicht einfach für mich, darüber hinweg zu kommen. Aber das schaffe ich schon. Ich warte nur auf die drei restlichen Bestien. Die kommen, Suko, darauf kannst du dich verlassen.«

Zunächst einmal kam Lizzy zurück. Sie trug einen dunkelroten Koffer in der rechten Hand. Das Gesicht war starr und bleich, die Augen blickten müde.

»Können wir?«

»Ja. Wollen Sie nicht abschließen?«

»Wozu?«

Ich überredete sie trotzdem, denn die Zeit hatten wir noch. Vor dem Haus warteten Suko und ich. Wir schauten auf die Knochen, die verstreut umherlagen.

»Sollen wir sie mitnehmen?« fragte der Inspektor. »Nein, ich lasse sie abholen.«

»Ist gut.«

Minuten später waren wir unterwegs.
Suko fuhr auf seiner Harley in unserem Windschatten.
Kaum hatten wir die Türen geschlossen, als es anfing zu regnen und ich das Gefühl hatte, als würde der Himmel weinen…

***

Wir hatten Lizzy bei ihrer Schwester abgeliefert und waren wieder ins Büro gefahren, wo wir uns vergeblich darum bemühten, Sir James Powell zu erwischen.
Er war nicht anwesend und sollte in einer Lagebesprechung sein. Alles drehte sich um den Sechzigsten der Queen. Die Sicherheitsvorkehrungen, die getroffen wurden, gehörten zu den stärksten, die jemals in Angriff genommen worden waren.
Aber Glenda war da. Auch sie wußte Bescheid und sah unseren Gesichtern an, daß wir Schlimmes hinter uns hatten. »Konntet ihr sie wenigstens stellen?« fragte sie.
»Nein.«
»Wie geht es dann weiter?«
Ich war angesprochen worden und hob die Schultern. »Die Geier werden versuchen, mich auszulöschen, und ich will dir sagen, Glenda, daß ihre Chancen nicht schlecht stehen.«
»Wieso?«
»Irgendwann muß ich auch mal schlafen. Sie können sich Zeit nehmen. Sie haben viele Jahre gewartet, jetzt kommt es für sie auf einen Tag mehr oder weniger auch nicht an.«
»Das kann stimmen. Möchtest du trotzdem einen Kaffee?«
»Gern.«
»Und für mich bitte einen Tee.«
»Wird erledigt.«
Suko und ich zogen uns in das gemeinsame Büro zurück, wo wir am Schreibtisch Platz nahmen.
»Warten ist das zweitschönste im Leben«, meinte mein Freund.
»Und was ist das Schönste?«
»Nicht zu warten.«
»Wie intelligent.« Ich stand auf und trat ans Fenster. London war geschmückt. Der Geburtstag der Queen warf seine Schatten voraus. Aber was ging uns das an? Für uns war es wichtig zu erfahren, wo sich die verfluchten Dämonengeister aufhielten.
Grau lag über London der Himmel. Lautlos nieselte der Regen. Die Straßen glänzten vor Nässe. In den Pfützen spiegelten sich Lichter.
»Suchst du die Geier?« fragte Suko.
»Nein, den gestrigen Tag.«
Er lachte. »Sei doch nicht so grantig. Wir kommen noch an sie heran.«

Ich schlug mit der Faust auf den Schreibtisch. »Hätte ich doch damals intensiver gehandelt und nicht geschlafen, verdammt!«

»Du warst jung, John, hattest keine Erfahrungen.«

»Das weiß ich selbst.«

»Dann mach dir doch keine Vorwürfe, bitte.«

»Du hast leicht reden.«

Glenda kam. Sie bemerkte die Gewitterstimmung zwischen uns, stellte Tee und Kaffee ab und ging wieder.

Ich setzte mich, umfaßte den Tassengriff und nahm den ersten Schluck.

»Hinzu kommt noch das Problem Jane Collins.«

Suko winkte ab. »Sie ist bei den Conollys gut untergebracht worden.«

»Für wie lange?«

»Die nächste Zeit.«

»Und dann?«

»Glaubst du, daß die Dämonengeier auch sie angreifen werden?« erkundigte ich mich.

Suko verzog den Mund. »Das kann natürlich sein, aber sie sollen nur kommen. Wenn sie gegen deine Silberkugeln schon nichts ausrichten können, werde ich die Dämonenpeitsche nehmen und sie zerhämmern. Das schwöre ich dir.«

Plötzlich wurde die Bürotür aufgestoßen. Ich erschrak, fuhr herum und rechnete damit, Glenda Perkins zu sehen, aber auf der Schwelle stand ein anderer. Sir James Powell!

Er starrte uns an. Eigentlich gehörte er zu den Menschen, die eine gewisse Ruhe ausströmten. In diesem Fall aber sahen auch wir, wie nervös er war.

»Sir?« Suko fragte es erstaunt. Zusammen mit mir erhob er sich.

»Bleiben Sie sitzen.« Sir James holte sich einen Stuhl und nahm ebenfalls Platz. Er hatte Glenda bereits Bescheid gegeben, die mit einer Flasche Wasser ankam und ein Glas zur Hälfte füllte, das sie Sir James servierte.

»Danke.« Unser Chef nahm einen langen Schluck, dann fragte er: »Wie ist es gelaufen?«

»Schlecht«, erwiderte ich.

»Das heißt, diese verfluchten Vögel existieren noch.«

»Drei von Ihnen.«

Der Superintendent nickte. »So etwas habe ich mir schon gedacht. Ich hörte einiges davon, aber ich mache es nicht gern, John, aber diesen Fall sollten Sie vergessen.«

»Wie?«

»Legen Sie ihn vorläufig zu den Akten.«

Ich schüttelte den Kopf. »Weshalb? Es gibt keinen Grund dafür, wie ich meine.«

»Im Prinzip haben Sie recht, aber manchmal muß man sich der Staatsräson fügen.«

»Sprechen Sie etwa vom Geburtstag der Queen?«

»So ist es.«

Ich spürte, wie das Blut in meinen Kopf stieg und das Gesicht allmählich eine rote Farbe annahm. »Sir«, sagte ich. »Sie können reden und machen, was Sie wollen. Sie wissen, daß ich selten widersprochen habe, aber das mache ich nicht mit. Es gibt Hunderte von Leuten, die die Queen beschützen können. Uns braucht man dabei nicht.«

»Das habe ich dem Innenminister auch gesagt.«

»Er wollte aber nicht.«

»Genau so ist es. Und dafür gibt es einen Grund, der wiederum in der Vergangenheit zu finden ist. Erinnern Sie sich daran, daß Sie die Queen gewissermaßen vor einer Werwolf-Attacke gerettet haben. Denken Sie mal an den Fall.«

»Ja, gegen Lupina.«

»Richtig. Das hat man nicht vergessen. Sie haben sogar einen Orden bekommen.«

»Der irgendwo in der Ecke liegt.«

Sir James winkte ab. »Spielt alles keine Rolle, mein Lieber. Es ist so beschlossen worden, und Sie müssen sich leider daran halten. Ich habe trotz meiner Bedenken und Hinweise auf aktuelle Fälle meine Zustimmung geben müssen.«

»Und wenn ich mich weigere?«

Sir James schaute mich über die Ränder seiner Brillengläser hinweg an.

»Muß ich Sie leider vom Dienst suspendieren, John.«

Ich schwieg, denn so etwas hatte ich aus dem Mund meines Chefs noch nie gehört. »Meinen Sie das im Ernst?«

»Leider.«

Auch Suko, der bisher geschwiegen hatte, schüttelte den Kopf. »Das ist nicht möglich«, sagte er. »Das kann ich einfach nicht glauben. Die Leute können doch nicht so borniert sein…«

»Sie sind es aber. Wer sich einen Namen gemacht hat, der hat auch Verpflichtungen.«

»Darauf verzichte ich.«

»Wir könnten ja krank werden«, schlug Suko vor.

Er erntete einen Blick, den man kaum beschreiben konnte. Für Sir James war die Sache längst entschieden.

»Und diese verdammten Dämonengeier?« warf ich mit lauter Stimme ein. »Was ist mit denen?«

»Stellen Sie den Fall zurück.«

»Ich vielleicht, aber sie bestimmt nicht.«

Sir James hob die Schultern. »Es tut mir leid, doch über meinen Kopf

hinweg ist alles beschlossen worden. Sie unterstehen praktisch ab sofort einem gewissen Colonel Redbury.«

»Und wer ist das?« fragte Suko.

»Ein Sicherheitsoffizier.« Sir James erhob sich. »Es tut mir leid, wir sehen uns noch.« Er verließ unser Büro so hastig, daß es mir schon wie eine Flucht vorkam.

Ich starrte auf die geschlossene Tür. Suko sah mich an. »Sag jetzt nichts!« flüsterte ich. »Verdammt, sag nur nichts.«

»Wieso auch?«

Dafür sagte ich nur ein Wort. Ich möchte den Begriff umschreiben. Er war sehr hart für eine so weiche Masse…

***

Ob man es glaubt oder nicht. Wir waren tatsächlich mehrere Tage fast rund um die Uhr im Einsatz. Mir kam es so vor, als gäbe es überhaupt keine Schwarzblütler oder Dämonen mehr auf dieser Welt. Ich mußte alles andere hintenanstellen. Suko erging es nicht anders. Er versuchte immer wieder mich aufzuheitern. Erfolg hatte er keinen.

Zudem war ich nur mit halber Kraft bei der Sache, weil meine Gedanken immer abirrten.

Für Colonel Redbury dagegen war die gesamte Königsfamilie wie das Amen in der Kirche.

Ihm war die Aufgabe zugefallen, die Wege zu sichern. Eine schier unlösbare Aufgabe, denn, das wußte er schon, die Königin wollte sich nicht allzu stark an das Protokoll halten, sondern mal ihren eigenen Weg gehen und mit dem Volk reden.

Schon jetzt sah Redbury das Chaos heranrücken. Je näher der Tag kam, um so mehr fiel er zusammen. Der hatte bestimmt über zehn Pfund abgenommen. Wir gehörten zu seinem inneren, erweiterten Kreis von Sicherheitsbeamten.

Wenn die Königin in der Kirche war und die Messe ihr zu Ehren gefeiert wurde, sollten wir draußen bleiben und für einen Sicherheitsring sorgen.

Zum Glück wurde ich nicht von Suko getrennt, und als der Tag da war, trafen wir uns am frühen Morgen noch einmal zu einer letzten Lagebesprechung. Uns allen hing noch die Anstrengung der vergangenen Tage in den Knochen. Das Wochenende war ausgefallen.

Redbury trug seine Paradeuniform. Er war immer noch ein ziemlich beleibter Mann mit einem runden Gesicht und hellwachen Augen. Wenn er sprach, faßte er sich oft militärisch kurz.

Zu acht saßen wir im Halbkreis vor ihm auf den harten Stühlen und starrten auf die Projektoren des Wegs, den die Queen nehmen würde, wenn sie vom Buckingham Palast zur Westminster Abbey fuhr.

Anschließend wollte sie dann auf Schloß Windsor im Kreise der

Familie für einige Stunden feiern, um sich danach wieder in den Trubel zu stürzen.

Redbury kaute noch einmal alles durch. Der Zeigestock in seiner Rechten sah aus wie ein langer gelber Finger. Ich vernahm zwar seine Stimme, hörte aber kaum hin, weil ich mit meinen Gedanken ganz woanders war. Ich dachte wieder an die Menschengeier.

In den vergangenen Tagen hatte ich sie aus meinem Gedächtnis streichen können, ausgerechnet jetzt fielen sie mir wieder ein. Ob das ein schlechtes Omen war?

Wenn sich diese Vögel zu einem Angriff entschließen würden, während wir unseren Dienst versahen, konnte das eine Katastrophe heraufbeschwören. Ich spürte den Druck im Magen und zuckte zusammen, weil man mich ansprach.

»Oberinspektor Sinclair!«

»Ja?«

»Ich möchte, daß Sie diese Aufgabe übernehmen, die ich soeben durchgesprochen habe.«

»Natürlich, Sir.«

»Welche ist es denn?«

Da geriet ich ins Stottern, wurde von den anderen grinsend angeschaut, nur Suko sagte mir etwas vor, was Redbury überhaupt nicht gefiel, denn er fing an zu toben.

Er sprach von einem Disziplinarverfahren, und mir lagen entsprechende Antworten auf der Zunge, doch die schluckte ich gerade noch rechtzeitig herunter.

Redbury beruhigte sich auch wieder, warf mir aber hin und wieder böse Blicke zu.

Ich tat ihm den Gefallen und konzentrierte mich auf seine Ausführungen.

Wenig später waren wir entlassen und harrten der Dinge, die da kommen sollten.

In einer Stunde war Treffpunkt. So lange hatten wir Pause. Suko und ich hockten zusammen. »Du denkst an die Geier, was John?«

»Und ob.«

»Glaubst du, daß sie kommen?«

»Hoffentlich nicht in den nächsten Stunden…«

***

Auch wenn die Queen 60 wurde, der Himmel hatte trotzdem kein Einsehen, denn es regnete. Mir kam es vor, als würden die Wolken Tränen vergießen, aus Trauer darüber, daß auch eine Königin immer älter wurde.

Auf den Straßen war trotzdem einiges los. Hinter den Absperrungen drängten sich unzählige Menschen. Männer, Frauen, Kinder. Die

Frauen waren in der Überzahl. Sie hatten ihren Kindern kleine Fahnen mitgegeben, die heftig geschwenkt wurden, um der Queen zu zeigen, wie willkommen und beliebt sie bei der Bevölkerung war.

Bereits vor ihrer Ankunft hallten Hochrufe durch die Straßen. Es schien so, als wollten die Menschen üben.

Wir hatten die Victoria Street nicht zu verlassen brauchen und standen nahe der Kirche. Die unmittelbare Umgebung war zum Sperrbezirk erklärt worden.

Keiner der Sicherheitsbeamten war ruhig, auch wenn ihre Gesichter starr wirkten. Man hatte uns mit Waffen ausgerüstet, aber auch mit Sprechfunkgeräten, denn Redbury, der in einem der großen Einsatzwagen saß, stellte hin und wieder Fragen. Er gab auch Positionsmeldungen durch, denn die Queen war bereits in ihrer Kutsche unterwegs.

Auch wir schauten öfter auf die Uhr. Suko und ich waren zusammengeblieben. Es hatte sich herumgesprochen, daß die Königin bald erscheinen würde, die Menschen hinter der Absperrung wurden nervöser. Sie schauten sich an, flüsterten miteinander und schauten immer öfter in eine bestimmte Richtung.

Wir bekamen letzte Positionsmeldungen. Bald würde die Kutsche auch in unserem Sichtfeld erscheinen.

Vor uns ragten die beiden viereckigen Türme der Kirche in die Höhe. Sie erinnerten mich an zwei wuchtige Säulen, die für die Ewigkeit gebaut zu sein schienen. Auf den Enden der Türme wuchsen jeweils vier schmale spitze Türmchen hoch. Zwischen ihnen stand jeweils ein Mast. An ihm flatterte das königliche Banner.

Beifall brandte auf. Hochrufe gellten über den Platz vor der Kirche. Die Königin kam in Sicht.

Begleitet von einer Eskorte, fuhr die Kutsche heran. Ich mußte mich abwenden, denn Redbury wollte etwas von uns und hatte sich mit mir in Verbindung gesetzt.

Ich gab ihm den genauen Standort durch. Er war zufrieden.

Der Regen war vergessen, jeder wollte einen Blick auf die Queen werfen.

Englische Begeisterung hält sich zumeist in Grenzen. Sie artete bei Anlässen wie diesem nicht in Fanatismus aus, wie man ihn leider auf manchen Sportplätzen immer wieder erleben muß.

Und so gelang es der Kutsche, bis dicht vor das prächtige Portal der Kirche zu fahren, wo sie anhielt, damit die Königin und ihr Gemahl aussteigen konnten.

Sicherheitsbeamte hatten einen Kordon gebildet. Suko und ich gehörten nicht zu der Gruppe. Wir beobachteten aus einer gewissen Distanz den Vorgang. Die königliche Familie verschwand unter den aufgespannten Regenschirmen, die von Dienern gehalten wurden.

Die geladenen Gäste warteten bereits in der Kirche. Wir hatten zunächst einmal Pause.

Die Messe sollte fast zwei Stunden dauern. Ich wäre gern in einen Pub oder eine Kneipe gegangen, aber wir hatten unsere Instruktionen bekommen, und so blieben wir im Regen.

»Dieser Kelch ist schon mal vorüber«, sagte Suko.

»Zum Glück.«

»Und wann kommt der nächste?«

»Wenn sie die Kirche wieder verläßt.« Ich schaute gegen den dunklen Regenhimmel.

»Suchst du die Geier, John?«

»Nein, heute nicht.«

»Das solltest du aber«, sagte Suko mit einer Lautstärke, die nur ich verstand.

»Wieso?«

»Schau mal hoch.«

Das tat ich auch und wurde bleich wie Hammelfett. Menschengeier hockten dort.

***

Ausgerechnet jetzt! Und wenn die Massen auf die dämonischen Viecher aufmerksam wurden, konnte es zur Panik kommen.

Die Geier rührten sich nicht. Man konnte sie auch nur erkennen, wenn man sehr scharfe Augen hatte und sich genau auf die entsprechenden Stellen konzentrierte. Ich war mir allerdings sicher, daß auch die Vögel scharfe Augen besaßen und mich schon längst entdeckt hatten. Fragte sich nur, wann sie angreifen würden.

Zunächst einmal lauerten sie nur. Ich suchte bereits verzweifelt nach einer Möglichkeit, sie von der Kirche wegzulocken, um sie auf meine Spur zu bringen.

Links der Kirche befand sich eine weite, abgesperrte Rasenfläche. Sie war leer. Darüber hinweg schaute aus der Ferne Big Ben.

In dieser Gegend strotzte es vor historischen Bauwerken. Dazwischen lagen viele kleine grüne Inseln.

Für mich war klar, daß sich die Dämonenvögel zu einem Angriff entschlossen hatten.

Ausgerechnet jetzt meldete sich wieder dieser verrückte Redbury. Er wollte uns zusammenrufen, damit wir noch eine kurze Lagebesprechung abhielten.

Auch Suko hatte mitgehört. Fragend schaute er mich an und war gespannt auf meine Antwort.

»Hören Sie, Redbury. Ihre Lagebesprechung müssen Sie leider ohne uns durchführen.«

Sogar aus dem Lautsprecher drang das Geräusch, wie er nach Luft

schnappte. »Wollen Sie damit eine Befehlsverweigerung andeuten?«
»Nicht nur andeuten, sondern praktizieren!«
Sein Schreien sprengte fast das Gerät. »Ich lasse Sie aus der Polizei entfernen. Sie kommen vor ein Gericht, Sie…«
»Wir werden geteert und gefedert, ich weiß, Sie komischer Knispel. Aber für uns ist Schluß.« Demonstrativ schaltete ich das Gerät ab und nickte Suko zu. »Jetzt kann sich der Knabe vor Wut selbst in den Bauch beißen.«
»Das wird er kaum schaffen. Aber noch etwas, John. Die Vögel sind verschwunden.«
»Was?«
»Ja, als du mit Redbury gesprochen hast.«
Mein Blick glitt an der Fassade hoch. Sie hockten tatsächlich nicht mehr dort.
Wohin sie verschwunden waren, hatte ich nicht sehen können. Als ich Suko fragte, hob er auch bedauernd die Schultern.
»Dann werden sie lauern, fürchte ich.«
»Willst du hier stehenbleiben?«
»Nein. Ich möchte sie, wenn es eben möglich ist, erledigt haben, bevor die Kirche zu Ende ist. Und du wirst mir helfen.«
»Immer.«
Wir verließen unseren Standplatz und liefen dort hin, wo sich links neben der Kirche die grüne Rasenfläche hinzog, die allerdings jetzt, im strömenden Regen, grau aussah.
Nur einige Zuschauer schauten uns verwundert an. Da wir jedoch mit Plaketten ausgerüstet waren, die uns als Sicherheitsbeamte auswiesen, kamen wir überall durch.
Neben der wuchtigen Westminster Abbey kamen wir uns richtig klein vor.
Man sah den Steinen an, daß sie etwas erzählen konnten von der wechselvollen Geschichte eines mächtigen Landes, das England nun einmal gewesen war.
In der Kirche wurde gefeiert, und draußen lauerte der Tod.
Noch sahen wir von den Geiern keine Feder. Sie konnten sich auch sehr gut im Gestein zwischen den beiden Türmen verbergen und urplötzlich zuschlagen.
An der Rückseite der mächtigen Abtei blieben wir stehen. Noch trugen die Bäume keine Blätter.
Der Regen war stärker geworden. Er wurde vom Wind eingefangen und gegen uns geschleudert. Ich wischte die Nässe aus meinem Gesicht, als ich wieder einen Blick an der gewaltigen Front in die Höhe warf.
Wo versteckten sich die Geier?
»Nichts«, sagte auch Suko, der an einer anderen Stelle gesucht hatte.

»Allmählich glaube ich, daß sie uns reinlegen wollen.«

»Das kann ich mir schlecht vorstellen. Die wollen, daß meine Knochen vom Himmel regnen.«

Suko grinste schief. »Zuvor aber drehen wir ihnen den Hals um, darauf kannst du dich verlassen.«

Wir standen im Schutz der Bäume. Vor uns wuchs grau und mächtig die Rückfront der Abtei hoch. Es waren ja keine glatten Mauern, obwohl die Abtei romanischen Ursprungs war. Aber Winkel, Ecken, Vorsprünge, Simse, Fenster und angedeutete Portale lockerten das wuchtige Mauerwerk auf.

Zur Not konnte man auch daran hochklettern.

Daran dachte auch Suko, denn er sagte: »Wenn der Gast nicht zum Wirt kommt, muß der Wirt eben zum Gast gehen.«

»Noch ist es nicht soweit.«

Selbst die wuchtigen Kirchenmauern konnten den Klang der Orgel nicht aufhalten, die unsere Ohren erreichte. Es war wie ein musikalischer Sturm, vereint mit dem Chorgesang und einer plötzlich aufkreischenden Stimme. »Sinclairrr…«

Das war mehr ein Schrei von oben, den Suko und ich gehört hatten. Wir liefen einige Schritte zurück, um einen besseren Blickwinkel zu haben, und mußten durch die vom Himmel fallenden Regenschleier schauen, was die Sichtverhältnisse sehr störte.

Es dauerte eine Weile, bis wir den ersten Geier entdeckten. Er hatte sich in eine Spalte verkrochen, nur der Kopf schaute hervor.

Vögel, die sprechen konnten, so etwas gebar nur die Hölle.

Ich schätzte die Entfernung von mir bis zum Vogel ab. Das waren ungefähr vier Yards. Für eine Silberkugel keine Entfernung, aber ich schoß noch nicht, denn der Geier hatte mich angesprochen, und das mußte seinen Grund haben.

»Ich höre!«

»Unsere Stunde ist gekommen. Du bist der letzte auf unserer Racheliste. Was du vor Jahren uns angetan hast, muß ausgelöscht werden. Es darf keinen Frevel geben.«

»Was habe ich euch denn Schlimmes getan?« rief ich zurück.

»Unseren Gott getötet!«

»Die Figur in der Höhle?«

»Ja, du hast sie beschossen, du hast sie ihrer Kraft beraubt. Wir versprachen, sie zu rächen.«

»Wer ist wir?«

»Die Menschengeier.«

»Das habe ich gesehen, aber ich möchte wissen, wie ihr zu dem geworden seid.«

Ein krächzendes Lachen schallte mir entgegen, von dem ich nicht wußte, ob es ein Mensch oder ein Vogel abgegeben hatte. Es hörte

sich so an, als wären beide dabei, mich zu verhöhnen.

»Wir kamen als Menschen auf die Insel. Wir waren Schiffsbrüchige, Überlebende, und wir merkten, daß dort etwas zu Hause war, das ein anderer zuschaffen hatte. Skiibar, der Gott der Geier. Er wurde oft verehrt, niemand wußte, wo sich seine Heimat befand. Diese Insel war es. Wir gerieten in seinen Bann und wurden zu Dienern. So konnten wir zu denen hinfliegen, die ihn verehrten, und unsere Botschaften bringen. Bis weit in den schwarzen Kontinent hinein führten unsere Flüge, und wir überbrachten die Botschaft des Götzen. Du aber hast alles zerstört…«

»Dann hat er euch zu dem gemacht?«

»Ja, zu den menschenfressenden Dämonengeiern. Unser Flug war weit, aber er hat sich gelohnt. Auch die mußten sterben, die dir damals geholfen haben. Einen von uns hast du getötet, aber wir sind zu dritt, wir werden dich vernichten.«

Ich zog meine rechte Hand aus der Tasche und streckte sie schräg gegen das Gemäuer. Aus der Faust schaute der Lauf meiner Beretta.

Der dämonische Geier wußte, was ihn erwartete, und er reagierte entsprechend. Wäre er nach vorn gestartet, hätte ich ihn immer erwischt, aber er zog sich in die Lücke zurück und ward von uns nicht mehr gesehen.

Mein Arm sank nach unten.

Auch Suko schimpfte.

Für die nächste Minute hatte uns die normale Umwelt wieder zurückbekommen. Bei Suko und mir meldete sich das Walkie-talkie, keiner von uns dachte daran, Kontakt mit Redbury aufzunehmen.

Der Geier war wichtiger.

Bis wir den Ruf hörten.

»Sinclair, Suko, verdammt!«

Wir drehten uns um.

Zwei Kollegen waren von Redbury geschickt worden. Sie hatten uns gesehen und rannten wild gestikulierend auf uns zu.

Auch andere kamen.

Es waren die Geier, die sich plötzlich aus dem Astwerk zweier Bäume lösten, nach unten fielen, die gewaltigen Schwingen ausbreiteten und auf die beiden anderen Männer zuflogen.

»Deckung!« brüllte ich.

Es war zu spät. Bevor die Sicherheitsbeamten überhaupt begriffen, waren die Geier über ihnen…

***

Ich sah sie fallen und rutschen!

Sie wußten nicht, wie ihnen geschah, denn die Flügel hüllten sie ein wie Tücher, und Krallen schlugen sich messerhart in ihre Kleidung.

Daß die dämonischen Geier dabei ein hohes Risiko eingingen, war mir auch klar, denn sie befanden sich in der Schußweite meiner Beretta. Sie waren schlauer, als wir dachten.
Bevor ich abdrücken konnte, stiegen sie schon wieder hoch, und diesmal hielten sie mit den Krallen die beiden Männer fest, die in den festen Griffen zappelten wie Würmer an Angelhaken.
Beide waren so überrascht, daß sie nicht einmal schreien konnten, und sie wurden so von den verdammten Dämonengeiern gehalten, daß Suko und ich einfach die Waffen sinken lassen mußten, um die Männer nicht zu gefährden.
Natürlich flogen die Geier nicht fort. Sie blieben sogar relativ dicht über dem Untergrund. Ihre Gesichter hatten sich zu häßlichen, grinsenden Grimassen verzogen, da beide wußten, daß sie an der längeren Seite des Hebels saßen.
»Das hat uns noch gefehlt!« fluchte Suko.
»Achte du auf den dritten Geier.«
»Okay, mache ich.«
Während nur wenige Schritte entfernt, eine Messe für die Queen ablief, begann in unserer Nähe das große Drama.
Zwei Menschen schwebten in höchster Lebensgefahr. Ich wollte nicht, daß auch sie als blanke Knochen zu Boden regneten, Opfer hatte es schließlich genug gegeben.
»Werft sie weit weg!« kreischte uns einer der beiden Geier entgegen.
»Los, weit weg!«
Es war klar, daß er damit unsere Pistolen gemeint hatte, und wir kamen seinem Befehl nach. Im hohen Bogen schleuderten wir die Berettas auf den nassen Boden. Sie verschwanden irgendwo im Gras. Das hatten die Geier gewollt. Plötzlich lösten sie ihre Krallen. Und sie flogen dabei nicht tiefer, nein, sie ließen ihre Opfer aus dieser schon lebensgefährlichen Höhe wie Steine zu Boden fallen.
Nur einer schrie auf, der andere war bestimmt zu überrascht. Jedenfalls klatschten sie zu Boden. Die dumpfen Geräusche des Aufpralls gingen mir durch Mark und Bein.
Einer der beiden bekam noch einen Drall, drehte sich zur Seite und blieb liegen.
Der andere lag auf dem Bauch.
Wir konnten nicht erkennen, ob sie überlebt hatten, drückten ihnen aber die Daumen, zudem waren sie auf einem Rasen gelandet, und der dämpfte den Aufprall.
»Der dritte ist auch da!« sagte Suko.
Es hätte seiner Bemerkung nicht mehr bedurft, denn der dämonische Geier kreiste über uns.
Unsere Waffen hatten wir fortschleudern müssen. In den Augen der Geier leuchtete es auf. Sie sahen ihre Rache gekommen, aber sie

wußten nicht, daß auch ich mich fortentwickelt hatte.
Statt der Beretta zog ich den Silberdolch, und Suko holte seine Peitsche hervor.
Während in unmittelbarer Nähe die Geburtstagsmesse ablief, kämpften Suko und ich gegen die mutierten Geier auf Leben und Tod…

***

Zunächst konnte man Angst davor bekommen, denn sie flogen dicht nebeneinander und bildeten, weil sie ihre breiten Schwingen fast ausgefahren hatten, so etwas wie eine gefährliche, heranrasende Wand.
Blitzschnell spritzten wir auseinander.
Die Geier trennten sich deshalb.
Zwei von ihnen segelten auf mich zu, weil ich derjenige war, der die Schuld an allem trug.
Sie waren verflucht schnell, und sie wollten auch in meine Kleidung ihre scharfen Krallen hacken, um uns vom sicheren Boden her in die Höhe zu reißen.
Ich war gewarnt und reagierte entsprechend. Schon spürte ich den Windzug, hörte das monotone Schlagen der Flügel, als ich mich aus dem Lauf heraus zu Boden warf, zuerst auf dem Bauch landete, mich aber sofort drehte und meinen rechten Arm mit dem Dolch in die Höhe riß.
Der eine Geier ließ sich auf mich niederfallen. Vielleicht sah er den Dolch, spürte auch die Gefahr, aber es war bereits zu spät. Ich hatte schon ausgeholt und trennte mit einem Schnittschlag den Geierhals in der Mitte durch.
Plötzlich kippte der Kopf weg.
Eine rotgrüne Flüssigkeit schoß aus der Halswunde hervor, klatschte auf meine Schulter, rann auch auf den Rasen. Es begann ein wildes Flügelschlagen, von dem ich auch noch einiges abbekam, es aber nicht als tragisch ansah, denn das heftige Schlagen der Flügel behinderte gleichzeitig seinen Artgenossen.
Ich kam gut unter dem zusammenbrechenden und um sich schlagenden Vogel weg, auch wenn ich über den nassen Rasen kriechen mußte wie ein Rekrut über das Stoppelfeld.
Für einen Moment bekam ich freie Sicht auf Suko.
Er kämpfte mit dem Vogel. Beide standen auf den Beinen, auch der Geier hatte sich hochgewuchtet, flatterte, und der Schädel mit seinem breiten Maul sowie den scharfen Zähnen hackte nach Suko, der noch nicht zum Schlag gekommen war.
Ich kam hoch.
Noch in der Bewegung spürte ich den Schlag auf meinem Rücken, als

der Geier mit beiden Krallen zudrosch. Die Wucht konnte ich nicht mehr ausgleichen, wurde nach vorn katapultiert und fiel abermals auf den nassen Boden.

Diesmal bäuchlings. Eine Lage, die gefährlich war, denn der verdammte Geier konnte, wenn er wollte, seine spitzen Zähne in meinen Nacken schlagen.

Zum Glück umklammerte ich noch immer den Dolchgriff. Ich schlug meinen rechten Arm in die Höhe und gleichzeitig auch herum. Über mir entstand ein wildes Flattern, ich mußte einen der Flügel erwischt haben, aber nicht so, daß der Geier tödlich getroffen worden wäre.

Er fing sich noch einmal.

Ich bockte wie ein störrisches Maultier, drückte mich hoch, krümmte den Rücken und spürte an meinem Mantelstoff ein verdammt scharfes Reißen, als die Zähne zupackten.

Immer wieder schlug ich meinen rechten Arm im Halbkreis zurück. In der Hoffnung, den Geier irgendwann tödlich zu erwischen. Das schaffte ich zwar nicht, aber ich brachte ihn irgendwie aus dem Konzept, denn die Krallen lösten sich.

Gebückt und stolpernd lief ich einige Schritte zur Seite, fing mich dann und drehte mich.

Der Geier wollte angreifen.

Gleichzeitig erreichte ein wilder, krächzender Schrei meine Ohren aus einer anderen Richtung stammend.

Suko hatte es geschafft.

Seine Peitsche, wuchtig geschlagen, löste den verdammten Menschengeier auf.

Noch einer war da.

Und der wollte alles auf eine Karte setzen, als er mich anflog. Er war schnell, aber mein Dolch hielt mit.

Ich hatte ausgeholt und ihn mit voller Wucht nach vorn geschleudert. Ein mächtiger Wurf, ein silberner Blitz, der dem Geier entgegenraste, unter seinem Schädel hinwegfuhr und mit immenser Wucht in die breitete Brust rammte.

Der Dämonengeier stemmte sich hoch. Der lange Hals mit dem Menschenkopf peitschte zurück. Die Augen schienen sich aus den Höhlen stemmen zu wollen, eine klaffende Wunde hatte der Dolch gerissen, aus der das grünrote Dämonenblut in einem breiten Strom floß und sich auf dem nassen Boden verteilte.

Der Geier aber stürzte ab.

Er klatschte genau in die Lache hinein, sein Kopf zuckte noch eine Weile auf und nieder, dann lag er still. Suko und ich schauten in Augen ohne dämonisches Leben.

»Erledigt«, kommentierte mein Freund.

»Zum Glück.«

Als wären unsichtbare Hände am Werk, so veränderte sich der Schädel des Geiers. Er zog sich zusammen, die Haut erinnerte dabei an die einer alten, runzeligen Zwiebel, und die Augen in dem jetzt kleinen Kopf waren nur mehr blasse Flecken.

»Das Ende des letzten Geiers«, sagte Suko und lachte leise auf. »Das sollten wir eigentlich feiern.«

»Dies wird schon nebenan erledigt«, erwiderte ich und lauschte dem Text unserer Nationalhymne.

»Da kann ich nur sagen, John, God save the Queen.«

»Ja, auf ein langes, glückliches, dämonenloses Leben auf unsere liebe Betty…«

***

Dieser Colonel Redbury wollte uns tatsächlich festnehmen lassen, aber Sir James machte ihm einen Strich durch die Rechnung. Zudem bekam er noch Druck vom Innenminister, so daß er ganz klein wurde und sich zurückzog.

Seine beiden Leute, die von den dämonischen Geiern zu Boden geschleudert worden waren, hatten den Fall zum Glück überstanden und lebten. Ihre Brüche würden auch wieder ausheilen.

Suko und ich brauchten keinen Leibwächter mehr zu spielen. Statt dessen hatten wir uns geduscht, umgezogen, waren anschließend zu Sir James im Übertragungswagen gegangen - der Superintendent hatte sich von der großen Feier wegstehlen können - und hörte sich unsere Geschichte bis zum Ende an.

»Dann haben Sie ja Ihren zweiten Fall auch gelöst, John«, resümierte er.

»Zwar etwas spät, aber immerhin.«

»Und weitere Geier fliegen nicht mehr durch die Gegend?«

»Sieht so aus.«

»Gut.« Er schaute auf seine Uhr. »Ich habe hier noch etwas zu tun, das heißt, zwei Tage werde ich voll im organisatorischen Einsatz sein und alle offiziellen Feste mitmachen. Was liegt denn bei Ihnen beiden an?«

»Außer den Ohren nicht viel«, sagte ich.

Suko bestätigte dies durch ein Nicken.

»Wollen Sie sich nicht um Jane Collins kümmern?«

»Wieso?«

Sir James hob die Schultern. »Wissen Sie, John, ich habe das Gefühl, daß Jane noch einiges an Hexenkräften besitzt, die sie mobilisieren kann. Sie haben mir von den brennenden Fesseln berichtet. Sollte man da nicht vielleicht ansetzen?«

»Das könnte man.«

»Dann tun Sie's.«

Ich war mißtrauisch, denn ich kannte meinen Chef. »Wissen Sie mehr, Sir?«

»Nein, eigentlich nicht. Ich habe nur etwas gelesen.«

»Und was?«

»Daß Templer und Hexen nicht unbedingt Feinde zu sein brauchen. Es gab Zeiten, da haben beide sehr eng zusammengearbeitet. Das nur als kleiner Tip von meiner Seite. Schönen Tag noch, ihr beiden…«

Er ging, wir schauten ihm nach, standen schließlich auf und sagten wie aus einem Munde: »Dann wollen wir mal…«

***ENDE***